Staatl. Bibliothek
…ensburg

~~III. 453.~~
Paed. 364

C.

# Nützliche und angenehme
# Zeitverkürzungen
# für Kinder
durch
praktische Darstellungen erleichtert
von
G. C. Claudius.

Zweyte Auflage.

Leipzig,
bey August Bauer.
1809.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Herrn
Rath Campe,
Herrn
Professor Salzmann,
Herrn
Kreissteuer-Einnehmer
Weiße

mit reiner Achtung
gewidmet.

Den

immer noch thätigen

B e f ö r d e r e r n

der

deutschen bessern Erziehung

# Inhalt.

I. Der Rechenmeister und die Ziffern. S. 1
II. Der Schreibemeister und sein Schüler. 26
III. Das Sylbenräthselspiel. 40
IV. Der Ritterschlag. 77
V. Das Frag- und Antwortspiel. 125

Faßt noch in sich, da es mit Pfänderauslösungen vermischt ist, die gleichsam meistentheils auch als eigene Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung beytragen können, und hier ebenfalls so behandelt worden sind:

Soll

Soll seine Hauptleidenschaft gestehen. S. 149

Soll ein Gedicht hersagen. 150

Soll auf dem Kopf stehen. 153

Soll drey Nadeln vom Boden ohne Zuthun der Finger aufheben. 155

Soll drey Gewissensfragen beantworten. 158

Soll ein Liedchen, ohne zu lachen, pfeifen. 163

Soll aus dem Stegreif eine Geschichte erzählen. 168

Soll drey witzige Einfälle in Versen, und drey lustige Anekdoten zum Besten geben. 182

Soll eine nicht ganz bekannte Anekdote aus der Naturgeschichte erzählen. 198

Soll seinen größesten Appetit gestehen, und ihn gleich auf der Stelle befriedigen. 209

Soll eine Bildsäule vorstellen, wo jeder aus der Gesellschaft bald etwas hinzusetzen und bald wieder etwas davon nehmen kann. 213

Soll hinausgehen; und wenn er wieder hereinkommt, soll er das finden, was ihm nach Anleitung eines Hämmerchens oder Schlüssels angewiesen wird, und was die Gesellschaft, ohne daß er es hörete, unter einander bestimmt hat. (Ist das Spiel, was man sonst auch die Action nach der Musik nennt; dem ist zugleich das Spiel: die Nadel zu suchen, beygefügt.) S. 218

Soll sich von einem Jeden mit einer Blume vergleichen lassen. 232

Soll die Augenprobe aushalten. 237

Soll seinen Lebenslauf erzählen. 240

Soll entweder den Anzug, oder das Betragen, oder den Anstand eines Jeden mustern, freyherzig sagen, was daran auszusetzen sey, und die Ursache seines gerechten Tadels angeben. 249

Soll nach dem Commando eines Jeden von der Gesellschaft bald das, bald jenes Gesicht, bald die, bald jene Figur machen. 256

Soll eine rührende Geschichte erzählen. 267

VI. Das

VI. Das Gesellschaftsräthselspiel. S. 278

VII. Das Aehnlichkeitsspiel. 285

VIII. Der König und sein Hofstaat. 292

IX. Dasselbe Spiel, mit einiger Veränderung. 296

X. Der Bildhauer. 300

---

I. Der

# I.

# Der Rechenmeister und die Ziffern.

## Personen:

Herr Heinrich Werner, ein angesehener Kaufmann.

| | |
|---|---|
| Karl,<br>Luise,<br>Julchen, | seine Kinder. |
| Ferdinand,<br>Leopold,<br>Röschen, | dessen Bruders Kinder. |
| Fritz,<br>Adolph,<br>Christelchen,<br>Friederickchen, | Kinder aus andern Familien. |

Diese Kinder haben das Alter von acht bis zwölf Jahren. Die Gesellschaft ist in Herrn Werners Hause, und dieses Spiel wurde in einem nicht gar großen Zimmer gespielt.

Herrn Heinrich Werners Kinder hatten sich Besuch eingeladen.

Ferdinand,

Leopold und

Röschen waren die Kinder des Vaters Bruder.

Fritz;

Adolph;

Friederickchen;

Christelchen; waren Kinder aus andern Familien, die aber die Freunde von Herrn Heinrich Werner waren.

Da sie sich alle versammelt hatten, kam Herr Heinrich Werner, begrüßete und bewillkommete sie.

„Nun, meine Kinder! werdet ihr auch eure Gästchen gut bewirthen?“

„O ja, antworteten diese, wir gäben ihnen alles, was nur in unserm Blut und Leben stehet.“

„Aber, sagte Julchen, damit langen wir noch nicht aus. Wir haben Coffee getrunken, haben ihnen, was die Mutter uns zum Besten gab, dargeboten, und noch fehlt uns etwas —

Vater. Und das etwas wäre?

Julchen. Ein Zeitvertreib.

Vater. Gut! wenn ich wüßte, daß ich euch ein Vergnügen machen könnte?

Alle. Ach, wenn sie das wollten! Wir bitten sie darum.

Vater. Da es euer allgemeiner Wille ist — wohlan! so mache ich mir es zum Vergnügen. Kinder, ich will euer Rechenmeister seyn, und das Spiel, das ich vorschlage, soll auch der Rechenmeister heißen.

Fritz sagt Adolphen ins Ohr. Da wirds wieder etwas zu denken geben. Hätten wir das gewußt, wären wir lieber zu Hause geblieben.

Herr Werner hatte sie genau beobachtet, hatte aus einzelnen Sylben, die er gehöret hatte, es wahrnehmen können, was sie gesprochen hatten, und erklärte sich nun mit vieler Herablassung: Lieben Kinder! wenn ich euch den Rechenmeister

als ein Spiel vorschlage, so verlange ich nicht von euch, daß wir Exempel so eben rechnen wollen; es ist ein kleiner gesellschaftlicher Spaß, worüber ihr oft und viel lachen werdet. Ihr dürft nur ein wenig Acht geben, nur etwas aufmerksam seyn, und es wird gar keine Schwierigkeiten haben. Mitunter möchtet ihr doch etwas dabey lernen können. Nun hört:

Ich will der Rechenmeister seyn. Und ihr! rathet einmal, ihr sollet die Nummern vorstellen.

„Lieber Herr Vetter, sagte Ferdinand, das Spiel scheint mir bekannt zu seyn. Der Vater hat es lezt auch mit uns gespielt.“

Leopold. Wenn es das nehmliche ist, da wird unser Vergnügen nicht groß seyn. Wer wird sich den Kopf gern zerbrechen, wenn man lustig seyn will.

Vater. Und wie war denn das Spiel?

Leopold (träge und gähnend) Je nun, da wurde uns ein Exempelchen aufgegeben; wer es am ersten und am richtigsten ausgerechnet hatte, bekam einen Borstorferapfel.

Vater. Und da wußte Leopold immer nichts?

Ferdinand. Ach nein, Herr Vetter! Leopold rechnete, und rechnete auch richtig; aber wir übrigen waren nur zweymal eher fertig, als er. Und darum that es der gute Vater auch, um ihn ein bischen fixer zu machen.

Vater. Nun nun! Leopold wird sich in Zukunft schon etwas fixer gewöhnen. Hört Kinder! mein Spiel ist etwas leichter und kürzer, denn es bedarf nur, was ich zu euch sagte, einiger Aufmerksamkeit, und es hat weiter nicht die mindeste Schwierigkeit. Ich darf doch von euch vermuthen, daß ihr wisset, wie man zwanzig, drey und dreyßig, hundert und eilf und so weiter, schreibt?

Alle. O das wissen wir.

Leopold. (Rückt sich auf seinem Stuhle fest, und lehnt sich recht bedächtlich an) Nun vollends gar; wer das auch nicht wüßte!

Vater. Das freut mich. Bravo! so kann sich doch keins mit Unwissenheit entschuldigen. Und nun gilts weiter nichts, als Behendigkeit und Aufmerksamkeit. — So hört denn den Verfolg

des Spiels. Hier habe ich (indem er ihnen Zettelchen zeigt) die Nummern von eins bis auf neun und einer Null, und es ist mir lieb, daß, da ich zehen Zettelchen habe, ich eben so viel Theilnehmer in diesem kleinen Zirkel finde. Da trift das Sprichwort ein: der Mann einen Vogel. Diese Zettelchen werfe ich denn in einen Hut, mische sie treulich und gut, und nun greife ein Jedes und zieh sich einen solchen Zettel.

(Der Vater nimmt die zehen Zettelchen, und mischt und rüttelt sie. Die Kinder ziehen sich jedes ein Zettelchen.)

Ferdinand. Ich habe die eins.

Röschen. Ich habe die zwey.

Fritz. Ich die drey.

Adolph. Ich die vier.

Friederickchen. Ich die fünf.

Christelchen. Ich die sechs.

Karl. Ich die sieben.

Luise. Ich die neun.

Julchen. Ich die achte.

Leopold. Und ich die Null.

(Alle lachen, daß Leopold die Null hat.)

Leopold. Nun nun, lacht nur nicht, die Null hat eben so viel zu bedeuten, wie eure übrigen Zahlen. Schreibt mir einmal 20, schreibt mir einmal 300 — macht die volle Zahl nicht die Null?

Vater. Bravo, Leopold!

Karl. Aber was ist denn die Null, wenn man sie vor eine Zahl setzt?

Leopold. Ach geh nur! dein Witz hat nicht viel zu bedeuten. Auf die Weise hieltest du das auch für witzig, wenn du die Pferde hinter den Wagen spanntest?

Vater. Siehst du Karl! Jetzt hat dich dein Vorwitz abermals lächerlich gemacht. Laßt ihr Leopolden nur gehen, er wird gewiß seine Sache gut machen. Also Kinder! ihr habt eure Nummern alle? (Sie beantworten diese Frage mit Ja.) Nun so seht sie nochmals an, und prägt sie euerm Gedächtniß ein. Ich werde also von euch den Direktor machen. Sobald ich eine Nummer von den eurigen nenne, muß sich der Besitzer, oder die Besitzerin derselben herumdrehen, und mir, dem Rechenmeister

eine Verbeugung machen, und schnell sich zu mir hinstellen. Wer das zu thun vergißt, oder wer es zu spät beobachtet, der verfällt in Strafe. So oft er es versieht, muß er Strafe geben. Sobald also eins von euch einen Fehler machen wird, zeige ich das auf meiner Tafel an. Wer nun gar keinen Strich hat, der erhält die Hauptprämie, die in drey sehr sehr schönen Vorstorferäpfeln bestehet. Wer nach ihm kommt, erhält, weil er nur einen oder zwey Striche hat, zwey Aepfel. Wer mehrere Striche hat, bekommt nichts, und hat sichs selbst zuzuschreiben, daß er leer ausgehet. Ich glaube, Kinder! die Vorstorferäpfel werden euch nicht gleichgültig seyn.

**Alle.** Ey! Vorstorferäpfel und besonders so schöne Vorstorferäpfel!

**Fritz.** Aber, wie da? Wenn nun am Ende des Spiels jeder von uns nur einen Strich hätte. Zehen sind wir ihrer; fünf Vorstorferäpfel wären nur da? Wie dann?

**Ferdinand.** Ja, Fritz, du hast wirklich recht, wer würde, wer sollt den Preiß erhalten?

**Karl.** Wer erst kömmt, miehlt erst.

Ferdinand. Das hast du gut gemacht! Als wenn das nur so wäre, daß der Herr Vetter einige Nummern nennte, und wer nicht gleich auf dem Platz seyn würde, die Prämie gewonnen oder verlohren hätte.

Leopold. Nun hört nur, wenn der Fall eintreten sollte, so dächte ich, wir theilten die fünf Aepfel, jedes bekäm seine Helfte, und nun wärs gut. Eins hätte dann so viel, als das andere.

Vater. Nicht übel!

Karl. Ja ja, da käme der Langsamste von uns auch immer noch zurecht.

Leopold. Das gieng wieder auf mich. Die Zeit wirds lehren.

Vater. Still, still Kinderchen! Kömmt Zeit kömmt Rath. Erst nur wenig oder lieber gar nicht gefehlt, so wird sich das Uebrige finden. Nun will ich anfangen. Ein jedes weiß doch seine Nummer noch?

Alle. Ja, ja; die wissen wir.

Der Vater (setzt sich in die Mitte des Zimmers an seinen bestimmten Tisch; hat seine Tafel vor sich liegen, sitzt erst still da, als dächte er über

etwas

etwas nach. Auf einmal thut er, als wenn er sich zu besinnen hätte.)

„Ach jetzt fällt mirs ein; ich habe noch auszugehen. Es schlägt sieben.

**Karl** der die sieben hat, bleibt stehen.

**Vater.** Es schlägt acht.

**Julchen** hat die acht, bleibt auch stehen.

**Vater.** Es schlägt neun.

**Luise** (sich schnell herumdrehend, eilt auf ihren Vater zu, macht eine Verneigung.)

**Karl.** Je, Luise! was machst du denn?

Der Vater (greift in das Körbchen, und nimmt die drey Borstorferäpfel heraus.) Du fragst, mein Sohn! was Luise macht? Je, siehst du es denn nicht, daß sie sich die erste Prämie verdient hat?

**Karl.** Wie? schon die erste Prämie und das Spiel ist noch nicht angegangen?

**Der Vater.** Und ich dächte wohl, daß es angegangen sey. Was sagte ich, worauf ein jedes Acht zu geben haben sollte?

**Karl.** Wir sollten die Zahl oder Nummer merken, die wir gezogen hätten.

Der

Der Vater. Und weiter?

Karl. So bald sie nun eine Zahl nennen würden, sollte sich das, so die Zahl führe, herumdrehen, eine Verneigung machen, und sich zu ihnen hinstellen.

Vater. Da du und Julchen das wußtet, warum thatet ihr eure Schuldigkeit nicht? Luise war aufmerksam.

Karl. Ja, Vaterchen, wir hätten das auch gethan! Wir glaubten aber sie würden rufen, drey, sieben, neune, und wenn das geschehen wäre, wir hätten sehen wollen — — —

Vater. Du kleiner Haberecht, machte ich euch nicht schon dadurch aufmerksam, daß ich sagte nun wird das Spiel anfangen? Sagte ich nicht, daß bey dem Namen eurer Zahlen ihr sogleich schnell seyn solltet? Und sage selbst, warum fehlte Luise nicht? ich habe ihr nicht mehr, ich habe ihr nicht weniger, als euch Uebrigen gesagt. —

Röschen. Aber Herr Vetter! Nun ist das Spiel so gut wie vorbey, denn die Hauptprämie hat Luischen. Wenn aber das Spiel fortgesetzt worden wäre, wer weiß, wie oft sie

noch

noch gefehlt hätte? und ein anderes hätte wohl die drey Aepfel bekommen.

**Vater.** Du scheinst recht zu haben. Aber nun frage ich dich auch gegentheils: warum bliebt ihr alle so ruhig, als Julchen und Karl unbeweglich auf ihrem Fleck standen, da ich doch ihre Zahlen nennete? warum lachte das eine? warum lispelten andere sich eine kleine Moquerie zu? warum riefen andre wieder Bst! Bst! als Luise sich zu drehen anfieng und ihre Rolle spielete. Das war Tadel von euch, da sie es doch recht machte — Und nun entscheidet, ziemt ihr die Prämie wohl?

**Alle.** Ja, wir sehen es nun ein; sie hat die Prämie mit allem Recht verdient.

**Der Vater.** Damit der Aufmerksamste unter euch jedennoch nicht zu kurz komme, so will ich die Prämie von drey Aepfeln noch einmal statt finden lassen, und das Spiel soll von neuem anfangen. Nun gilt aber keine Entschuldigung weiter, wer es versieht, bekömmt keine Prämie und hat verspielt, es sey auf welche Art es immer seyn möge.

Karl. Geben sie Acht, Väterchen, das soll mir nicht wieder passiren!

Der Vater geht in der Stube auf und nieder; alles lauscht und wartet, wenn er anfängt, diese oder jene Zahl zu nennen. Auf einmal eilt er mit schnellen Schritten nach dem Fenster und ruft, als wäre er überrascht: Ah, was fliegen da so viel Sperlinge! sieben Sperlinge auf einmal.

Karl (sobald er die Wörter Sperlinge und fliegen hört, läuft von seinem Platz nach dem Fenster zu und fragt neugierig:) Väterchen, wo fliegen sie?

Der ganze Kreis lacht; der Vater zählt immer fort: eins, zwey, drey, vier, fünf, sechs, richtig es waren so viel Sperlinge!

Ferdinand, als 1.
Röschen, als 2.
Fritz, als 3.
Adolph, als 4.
Friederickchen, als 5.
Christelchen, als 6.
Julchen, als 8.
Luise, als 9.

} drehen sich aus ihrem Kreiß und handeln nach ihrer Vorschrift.

Karl.

Karl. Daß dich! da war ich schon wieder angeführt! Aber wer kann auch von Sperlingen hören, ohne nicht gleich wissen zu wollen, wo sie fliegen?

Der Vater. Ich bedaure dich. Du warst so sicher, daß dir das nie wieder passiren solle. Ich denke aber, es wird noch öftrer kommen, wenn du deinen Vorwitz nicht bald ablegen wirst. (Er fährt nun wieder in seiner Erzählung fort:) also: sechs, fünf, vier, drey, zwey, eins, richtig sieben Sperlinge waren es.

(Die Kinder hatten allesamt genau Acht gegeben, und ihre Rollen richtig ausgeführt, selbst Karl ließ sich nichts zu schulden kommen.)

Der Vater (fortfahrend) Meine Augen haben mich aber doch getäuscht; der dritte ist ein Finke.

Fritz (versieht es sich zu drehen.)

Der Vater. Es ist aber ein langsamer Fink; ich will mir ihn mit einem Strich anmerken. Der vierte ist ein Staar; der fünfte wieder ein Sperling; der zweyte eine Lerche.

Doch

Doch was hab ich denn vor meinen Augen? Alle neun sind doch Sperlinge.

Karl und Fritz drehen sich jetzt schnell; die übrigen versehen es.

Der Vater. Mit der Prämie sieht es dasmal mißlich aus. Jedes hat einmal gefehlt; folglich hat jedes einen Strich; keins aus der Gesellschaft ist strichlos, also entscheidet selbst.

Leopold. Also? Wer keinen Strich hat, der bekömmt die Prämie? Nun Herr Vetter! so will ich mir sie doch ausbitten. Sehen sie nur nach! Hätte es nicht geglaubt, daß ich bey meiner so commoden Rolle den ersten Verdienst haben sollte?

Karl. Still, still, so haben wir nicht gewettet.

Vater. Leopold spaßt auch nur; denn er bescheidet sich damit: wer nicht gearbeitet hat, der soll auch nicht essen. Wird er in der nächsten Tour keinen Strich auf der Tafel haben, so soll er ganz gewiß und ganz gern die erste Prämie erhalten. Zeither hat er eine stumme Person gemacht; nun wollen wir ihn aber in Thätigkeit

brin-

bringen. Bis jetzt hat sich der Rechenmeister nur mit einfachen Zahlen abgegeben; nun wollen wir solche in doppelte verwandeln. Die Zahlen treten vor mich gerade so her, als sie geschrieben werden. Z. E. ich sage neunzehen, so stellt sich die 1. zuerst und neben ihr die 9.

Alle. O das ist scharmant; beschäftiget uns auch mehr, und ist doch eben so leicht.

Adolph, (der nicht mit einstimmt) Ja, ja; ihr habt gut reden. Wer sich das freylich leichter vorstellt, als es wirklich ist! Aber wer nun nicht so gut numeriren kann?

Julchen. Siehst du lieber Adolph! wie einem das so ganz unvermuthet zu Hause und Hof kömmt, wenn man etwas vernachläßiget hat? Deine lieben Geschwister klagen oft genug über dich, daß du die Rechenstunde zu gering schätzest, und solche dir auch gegentheils wieder zu schwer machst.

Adolph. Du hast recht, Julchen! das hätte ich wirklich nicht geglaubt, daß mir sogar in einer Stunde, wo wir spielen wollen, diese

Kenntnisse abgehen sollten. Aber von nun an will ich mich bessern.

Luise. Und liebes Väterchen! weil der gute Adolph seine Fehler so treuherzig eingestehet, und sich zu bessern verspricht, so werden sie es schon darnach einrichten, daß er unterdessen mit uns fortkommen kann.

Der Vater. Recht gern. Nur muß Adolph genau auf seine Nummer Acht geben.

Adolph. So viel kann ich wohl, daß ich weiß wie zwanzig, und hundert und zwanzig geschrieben wird; aber wenn es in die tausende gehet, dann möchte es wohl nicht mehr richtig seyn.

Karl. Hm! Sieh, das sind uns Kleinigkeiten! (nimmt Kreide aus seiner Tasche) Wie ein Windchen schreib ich drey tausend und fünf und zwanzig her. (Er schreibt 300025 auf den Tisch. Kaum hat er die Nummern ausgeschrieben, und betrachtet sie mit einer Sefbstgefälligkeit, die es verräth, daß er sich auf seine erworbene Kenntnisse etwas zu gute thut, so entstehet in der ganzen Gesellschaft ein lautes Gelächter.)

Karl. Aber sagt mir nur, warum ihr so lacht?

Julchen. Ey über den grosen Rechenmeister!

Adolph. Also hat ers nicht recht gemacht?

Luise. Ja, für dich und deines gleichen, die es nicht besser wissen.

Karl. (entdeckt seinen Fehler) Der Tausend! da habe ich in aller Eile eine Null zu viel hingesetzt (löscht die vorigen Zahlen aus, und schreibt sie nun richtig hin.)

Der Vater. Da hast du nun schon in einer einzigen Stunde drey Fehler begangen, woran nicht Mangel an Kenntnissen, sondern woran blos einzig und allein deine Flatterhaftigkeit Schuld ist. Wer aus Uebereilung Fehler begeht, ist strafbarer, als wer sie aus Unwissenheit macht.

Karl. Vater, ich bin mit allem Recht beschämt, und will besser an mich denken.

Leopold. Siehst du, Vetterchen! du vergleichst mich immer mit der Schnecke; mit was soll ich dich nun vergleichen?

Der Vater. Nun gebe jedes genau Acht. Jtzt laßt das Herumdrehen weg, wenn ich die Zahl nenne. Kommt nur gerade auf meinen Rechentisch los, und dann macht eine Verneigung.

(Der Vater setzt sich wieder an den Tisch, und fängt an zu erzählen.)

Es war am siebenzehenten November.

Ferdinand und Karl treten hervor. (Karl aber übereilt, um seine Geschwindigkeit in ein lebendiges Licht zu setzen, Ferdinanden, stellt sich vor den Rechentisch, aber oben an, und hat sich folglich falsch gestellt.)

Der Vater. (halb verdrießlich) Also stellt sich der große Rechenmeister gleich zuerst bey einer so leichten Zahl falsch? Hätte ich statt 17 die Zahl 71 genannt, so möchte er wohl recht haben. Wenn er so fortfährt, möchte er wohl weder Borstorfer Aepfel noch ander Obst bekommen, so lüstern er auch darnach ist. Ich fahre fort. Also es war am 17ten November, als ich zwanzig Thaler bekam.

Röschen, } treten sogleich hervor, stellen sich
Leopold, } in die rechte Ordnung.

Für

Für dieses Geld sollte ich nun fünf und vierzig Pfund Coffee einkaufen.

Adolph und Friederickchen } haben ebenfalls ihre richtige Stellung genommen.

Der Vater. Da ich den Coffee wiegen ließ, war im Gewölbe entweder betrügerischer oder nachläßiger Weise zu wenig gewogen worden und es fehleten mir über 17 Loth.

Karl und Ferdinand } stehen sogleich am rechten Platze.

Der Vater. Endlich hat Karl doch einmal richtig Acht gegeben. (Fährt zu erzählen fort) Ich wiege 1. 2. 3. 4 mal den Coffee nach.

Ferdinand, Röschen, Fritz, Adolph, } eilen zu ihrer Bestimmung.

Der Vater. (gleich darauf fortfahrend) Aber es wird nicht mehr, und wird nicht mehr. Endlich muß ich zu dem Kaufmann schicken, und es ihm sagen lassen, und siehe da, der Fehler war nicht etwan von einem Knaben von neun Jahren

gemacht worden, auch von keinem Diener von zwanzig Jahren.

Luise (stellt sich sogleich, wie die 9 genennet worden. Ebenfalls ist auch

Leopold und Röschen den Augenblick bey der Hand, und thun ihre Schuldigkeit, da der Vater die 20 erwähnt.)

Der Vater. Nein, es war ein alter, alter Markthelfer, der 68 Jahr alt war.

Christelchen und Julchen stellen sich.

Der Vater. Schön, meine Kinder! ihr habt euch brav gehalten. Aber nun! nun! wird wohl mancher Fehler gemacht werden. Ich will eine Rechnung euch vorlesen, was ich seit Jahr und Tag in meinem Hauswesen eingenommen habe. Im Monat Januar 360 Thaler.

(Die Kinder haben Acht gegeben; jede Nummer stand an ihrem rechten Orte und in geschwinder Zeit.)

Im Monat Februar 109 Thaler.

Im Monat März 4097 (vier tausend und sieben und neunzig) Thaler.

Im Monat April, das war ein trauriger Monat, nur 10 Thaler. Das war also in vier Monaten 4576 (vier tausend fünf hundert und sechs und siebenzig) Thaler. In den darauf folgenden vier Monaten nahm ich 24391 (vier und zwanzig tausend drey hundert und ein und neunzig) Thaler ein; diese zu den 4576 Thalern gerechnet, machen 38967 (acht und dreyßig tausend neun hundert und sieben und sechzig) Thaler. In den letztern vier Monaten stieg meine Einnahme sehr stark und betrug 325961 (drey hundert und fünf und zwanzig tausend neun hundert und ein und sechzig) das machte zusammen also 364928 (drey hundert und vier und sechzig tausend neun hundert und acht und zwanzig) Thaler.

In diesen letztern Angaben setzte es mancherley Verirrungen, und es war nun vom Leichtern zum Schwerern gegangen worden. Alle hatten bald da, bald dort gefehlt; aber Leopold, Julchen und Fritz hatten nur sehr wenige Striche, Ferdinand hingegen keinen einzigen erhalten.

Die Prämien wurden ausgetheilt. Die solche erhielten, waren so artig, daß sie die Aepfel unter

die übrigen vertheilten. Man ließ sich es wohl schmecken und lobte das Spiel; denn es hatte nicht nur von ihnen einige Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordert, in der Geschwindigkeit nachzudenken, wie man seine richtige Stellung nehmen müsse; sondern es war auch für sie eine treffliche Bewegung und Motion gewesen, die nicht so viel Geräusch und Lärmen verursachte, wie das bey so manchen Spielen dieser Art beynahe unvermeidlich ist.

Der Vater. Kinder! da wohl die Fälle eintreten können, daß ihr in Gesellschaft kämet, wo euch kein Erwachsnes beygesellet werden dürfte, so läßt sichs denken, daß euch entweder die Zeit lang werden müßte, oder daß ihr auf mancherley Spiele fallen könntet, die eurer Unschuld nachtheilig, wenigstens euch nur eine elende Zeitversplitterung seyn könnten. Wäre es daher nicht gut, ihr übtet jetzt das Spiel unter einander und jedes von euch wäre auf eine kurze Zeit der Rechenmeister? Dadurch würdet ihr diejenige Fertigkeit erhalten, daß ihr, ihr möchtet seyn, wo ihr wolltet, es in Vorschlag bringen könntet.

Die

(Die Kinder hatten eine unbeschreibliche Freude darüber.)

Nur will ich dabey erinnern, daß sich der Rechenmeister in Acht zu nehmen hat, in einer mehrfachen Zahl zwey Nummern zu nehmen; es würde sonst eine Verlegenheit daraus entstehen. Denn wie sollte es gemacht werden, wenn er 322 nennete, da er nur eine 2 in der Gesellschaft hat? — und wäre diese Gesellschaft auch so groß, daß er ihrer zwey haben könnte, welche 2 würde nun die rechte seyn?

Ferdinand. Daß das so seyn mußte, konnte ich mir einbilden; denn ich beobachtete, daß sie nie, wenn sie eine Zahl nenneten, zwey einerley Nummern in einerley Zahl genommen hatten.

Fritz. Das Spiel gefällt mir. Aber kann man es auch spielen, wenn nur ihrer drey oder vier beysammen sind?

Der Vater. O warum nicht. So viel Personen am Spiele Theil nehmen wollen oder können, so viel Zahlen giebts alsdann. Nur muß sich aber auch der Rechenmeister hüten, daß er keine

der Zahlen nennet, die nicht in der Gesellschaft befindlich sind. Z. E. er hat in seinem kleinern Gesellschaftchen nur: 2, 4, 5, 9, 6, so darf er keine Zahl nennen, wo eine 1, 3, 7 oder 8 vorkömmt; denn wer soll sie machen? da keine da ist.

Karl. Ey der Tausend! da hat der Rechenmeister sich würklich vorzusehen, da darf er seine Gedanken nicht spatzieren lassen.

Der Vater. Und wer würde wohl unter allen hier am ersten erwischt werden? wenn wir es darnach nehmen wollen, was heute vorgefallen ist.

(Karl wurde roth.)

Die Kinder übten sich eins nach dem andern als Rechenmeister. Bald hatten sie alle zehn ein Jedes seine eigne Nummer, bald bekamen auch nur vier, fünf oder sechs welche.

Sie gelangten in diesen Stunden noch zu der Fertigkeit, Andern in einer jeden Gesellschaft ein gleiches Vergnügen machen zu können, und es gab nun keine Gesellschaft, kein Kränzchen, wo man den Rechenmeister nicht gespielt hätte.

---

# II.

# Der Schreibe-Meister und sein Schüler.

Die Personen dieses Spiels sind die nemlichen des vorigen.

---

Die Kinder haben sich im Zimmer versammelt. Herr Werner kömmt zur Thüre herein.

**Ferdinand** (eilt zuerst Herrn Werner entgegen). Verzeihen sie, bester Herr Vetter! daß wir sie schon wieder incomodiren sollen.

**Herr Werner.** Es ist mein Wille gewesen, darum habe ich euch von euern Eltern mir ausbitten lassen.

**Adolph.** Was das uns für eine Freude war, kann ich ihnen kaum mit Worten beschreiben, da wir hörten, daß wir sie und ihre lieben Kinder besuchen sollten. Wir verdanken ihnen immer so viel!

Friede-

Friederickchen. Gestern Abend haben wir den Rechenmeister wieder gespielt, und es hat uns viel Vergnügen gemacht.

Adolph. Aber bedenken sie nur, wer den Rechenmeister übernahm?

Herr Werner. Und?

Adolph (mit komisch ernsthaftem Anstand) Ich. Bedenken sie nur, ich war der Rechenmeister.

Herr Werner. Wie? du? Und vor acht Tagen warst du noch im Rechnen so weit zurück!

Christelchen. Man sollte es gar nicht glauben, was der Mensch in so kurzer Zeit lernen könnte. Adolph hat es wirklich weit gebracht. Unser guter Vater freuete sich sehr darüber.

Adolph. Und das verdanke ich ihnen. Sie haben in mir durch dieses Spiel gleichsam neue Lust erweckt, die ich zuvor nicht hatte.

Herr Werner. Das freut mich. Und da ich sehe, daß ihr insgesammt Freude daran gefunden habt, so will ich euch mit einem Spiele heute wieder zu unterhalten suchen, das mit dem

vorigen

vorigen ziemlich viel Aehnlichkeit hat. Jenes hieß der Rechenmeister; das heutige wollen wir den

Schreibemeister und seine Schüler

nennen.

Alle. Das ist herrlich.

Herr Werner. Ich verlange aber dabey von euch keine großen Kenntnisse; mehr nicht, als was man von euerm Alter zu fordern berechtiget ist. Schreiben könnt ihr doch alle?

Alle, (außer Röschen,) rufen: Ja, ja, das können wir.

Herr Werner. Wie? nur Röschen schweigt?

Röschen. Je nun —

Fritz. Ja, ja mit Röschen da ists mit dem Schreiben wie es nun ist. Bisweilen macht sie gar scharmante Krakelfüßchen.

Herr Werner. Hat nichts zu bedeuten, wenn auch Röschen noch keine Schönschreiberin ist. So viel weiß sie gewiß, wie die meisten Wörter geschrieben werden müssen.

Leopold.

Leopold. Gewiß besser, wie mancher von uns.

Herr Werner. Du bist ihr Vertheidiger?

Leopold. O ja. Ich habe nur gestern erst ein Brieschen von ihr bekommen. Da war jede Sylbe richtig, wenn auch die Buchstaben mitunter etwas krüplicht waren.

Karl. Aber, aber — — —

Leopold. Je nun, ich kenn einen, der zwar gar sehr schöne Buchstaben drechselt; aber wie viel Wörter stehen richtig da?

Herr Werner. Das jetzt bey Seite. Merket nun auf das neue Spiel. Ich will der Schreibemeister, einer von euch soll mein Schüler, die übrigen aber die Buchstaben seyn. Wer will mein erster Schüler seyn?

Karl. Die Ehre will ich mir ausbitten.

Herr Werner. Und man hat dir öffentlich den Vorwurf gemacht —

Karl. Und will mich eben deswegen rechtfertigen.

Herr Werner. Gut; so sey es denn! Vor der Hand will ich die Buchstaben nun austheilen.

Ferdinand

Ferdinand soll der Buchstabe K seyn.

Röschen der Buchstabe a.

Adolph m.

Fritz e.

Julchen u.

Luise s.

Leopold r.

Friederickchen n.

Christelchen h.

Das wäre nun geschehen. Jedes merkt sich seinen Buchstaben genau. Mein Schüler Karl soll es jetzt seyn, muß sie alle genau wissen. Ich gebe ihm auf, das Wort Kammerhusaren zu schreiben. Statt daß er aber sonst mit der Feder die Buchstaben schreiben würde, soll er zu jedem Buchstaben gehen, ihn nennen, und den, der diesen Buchstaben führt, beym Ohr zupfen. Macht er einen Fehler wider die Rechtschreibung, theilt er entweder die Sylben falsch ab, oder nimmt einen falschen Buchstaben, statt eines weichen d ein hartes, oder wie er sonst fehlen mag, so fallen sämmtliche Buchstaben über ihn her und züchtigen ihn dafür mit ihren Plump-

 säcken.

säcken. Kömmt er aber an einen, und nennt einen Buchstaben dabey, den ein andrer führt, so scheucht dieser ihn mit dem Plumpsack zurück. Thut ihm gegentheils ein andres unrecht, so ertheilt er ihm sechs Streiche damit.

Luise. Das ist mein Spiel! Wo der Plumpsack regiert, da bin ich gern zu Hause.

Karl. Nunu; ich werde dich wohl eher bey deinem Oehrchen kriegen, als du mich mit deinem Plumpsack.

Herr Werner. Nun die Schnupftücher heraus! Doch würde ich es nicht gerne sehen, wenn ihr sie zu scharf drehen würdet; erstlich könntet ihr dadurch eure Schnupftücher gar sehr zu schanden machen, und zweytens will ich auch nicht, daß ihr mit allzuderbgeflochtnen Plumpsäcken euch ein Leiden zufügen möchtet. Jetzt setzt euch bunt unter einander wie ihr wollt.

Die Kinder setzen sich.

Ferdinand ist K.

Röschen ist a.

Adolph ist m.

Fritz ist e.

Julchen ist u.

Luise ist s.

Leopold ist r.

Friederickchen ist n.

Christelchen ist h.

Herr Werner. Nun, Karl, so thue deine Schuldigkeit.

Karl. Also das Wort war Kammerhusaren? Ich fange denn an, und schreibe: K — (er gehet zu Karln und zupft ihn leise bey den Ohren; dann gehet er zu Röschen und nennt ihren Buchstaben a, und zupft sie ebenfalls beym Ohr, und spricht dann die Sylbe K a — Ka aus.)

(Kaum hat er sie ausgesprochen, so fallen alle mit ihren Plumpsäcken über ihn her, und züchtigen ihn tüchtig.)

Karl (der sich mühselig hindurchgewunden hat). Aber sagt mir nur in aller Welt, was ihr von mir haben wollt?

Der Vater. Du hast diese Züchtigung verdient. Setze einmal die beyden Sylben Kammer auseinander.

Karl. Kam — Ach, nun weiß ichs, wo ich gefeylt habe. Ich hätte das m mitnehmen sollen.

Der Vater. Der voreilige Karl ist heut noch nicht besser, als er vor acht Tagen war. —

Karl. Väterchen ich bitte um Verzeihung; das soll nicht wieder vorkommen. (Er fängt wieder von neuem an; nennt das K und a, zupft auch beyde beym Ohr, nennt sogleich das m, zupft auch Adolphen, und spricht die Sylbe Kam aus; er nimmt die zweyte Sylbe, und statt wieder mit einem m anzufangen, fängt er mit e an, und vergißt das m. Im Augenblick sind alle Plumpsäcke über ihm.)

Karl. Aber sagt mir nur, was habt ihr schon wieder mit mir vor?

Der Vater. Und du weißt noch nicht wowider du gefehlt hast?

Röschen. Kammer — wird das mit einem oder mit zwey m geschrieben?

Karl. Je der tausend! Habe ich denn ein m vergessen gehabt?

Röschen.

Röschen. Ja, ja, mein Herr! sonst wären unsere Plumpsäcke nicht so rege geworden.

Der Vater. Wenn du bey jedem Buchstaben deine richtige Züchtigung erhalten mußt, so kannst du am Ende doch wohl auf einige blaue Flecke rechnen müssen.

Karl. Nun den will ich sehen, der mir mit seinem Plumpsack wieder zu nahe kommen soll. Jetzt nehm ich meine Gedanken zehnfach zusammen. Also (er nennt die Buchstaben K a m, thut seine Schuldigkeit dabey, und fährt fort: m, indem er Adolphen nochmals zupft; geht dann zu Fritz, nennt ihn e, und zupft ihn wieder; dann geht er zu Julchen, zupft sie, und nennt sie r. Julchen treibt ihn aber mit dem Plumpsack zurück.)

Julchen. Um Vergebung, mein Herr! wir müssen noch ein Eckchen weiter; ich bin nicht r, ich bin u.

Karl. Ich dachte, weil ich einmal in der Reihe wäre. Aber, nun ist guter Rath theuer; ich hab es wirklich vergessen, wer das r hat. Doch, ich besinne mich; (Er geht zu Friederick-

 chen,

chen; aber es geht ihm nicht besser, wie bey Julchen) Kinder! Kinder! eure Plumpsäcke haben mich wirklich ganz verdreht gemacht. Wißt ihr was? Habt Barmherzigkeit, und sagt mir eure Buchstaben noch einmal.

Julchen. Nun weil der voreilige Karl, der immer alles besser wissen will, wie andre Leute, so demüthig sich aufs Bitten einläßt, so dächte ich, wir erhörten ihn.

Die Uebrigen. Ja, das wollen wir.

Fritz. Aber, wenn ers auch dann wieder so leicht auf die Achsel nimmt, so soll er unsere schwere Hand fühlen.

Karl. Ferdinands, Röschens, Adolphs, Fritzens und Julchens Buchstaben habe ich sehr wohl inne, und wenn es auch nicht wäre, so stehen sie doch auf meinem Buckel eingeschrieben.

Luise. Und ich bin das s.

Leopold. Ich das r.

Friederickchen. Ich das n.

Christelchen. Ich das h.

Der Vater. Lasse dirs lieber noch einmal sagen; denn nun würde dein Leichtsinn mich böse machen.

Karl. Ach! nun hats gute Wege. (Er fängt nun wieder an und macht die ersten zwey Sylben: Kammer ohne Fehler; wie er die drey letzten anfangen will, bleibt er bey Julchen stehen. H soll der erste Buchstabe seyn? und Christelchen hat das h. (Er besinnt sich, indem er schon seinen Arm ausstrecken will, zur rechten Zeit noch, fährt zurück und geht zur rechten Person. Alle lachen. Er geht zu Christelchen, zupft sie beym Ohr, nennt das h, geht zu Julchen, zupft sie, nennt das u, und spricht die Sylbe hu, und dann Kammerhu aus; geht zu Luisen, nennt das s, und dann bey Röschen das a, spricht die Sylbe sa aus, und wiederholt die vorigen auch; dann geht er zu Leopold, nennt das r, zu Fritzen, nennt das e, und in der Begierde der Freude nun durch zu seyn, erwischt er statt des n, was Friederickchen hat, Julchens u, und wird von ihr tüchtig mit dem Plumpsack empfangen.)

Der Vater. So soll denn auch der Faselhans nicht eher von dannen, bis er uns das ganze Wort ohne den geringsten Fehler liefern wird.

Karl (fängt ganz von vorn an. Er ist dasmal glücklicher, und es gehet gut bis auf die Sylbe hu, woran er noch ein ſ ſetzt, als wenn Husaren mit zwey ſ geschrieben würde. Alle fallen im Augenblick über ihn her, und treiben ihn mit ihren Plumpsäcken im ganzen Zimmer herum. Er muß das Wort nochmals von vorn anfangen, und endlich — liefert er es fehlerfrey.)

Der Vater. Ey, ey, Karl! du hast dich schlecht gerechtfertiget. Jetzt will ich Röschen zu meiner Schülerin machen. — Karl kann sich setzen und nun ausruhen. Ich theile die Buchstaben vom frischen aus. Röschen hat es daher schon etwas schwerer, sie hat jetzt es noch im Kopfe, wer diesen oder jenen Buchstaben vorher hatte, und doch ist das wieder verändert.

Röschen. Ich will meinen Versuch wagen.

Ferdinand. Und die jungen Herren werden vermuthlich so artig seyn, und mit ihren Plumpsäcken . . .

Adolph.

Adolph. (Ihm ins Wort fallend) nicht zu hart auftreffen? Das versteht sich. Und vollends bey dem guten, lieben, sanften Röschen.

Karl. Ja, wenns Luise wäre, die käme bey mir nicht so wohlfeil weg. Ihre Püffe thaten mir immer am wehsten. Ja, ich hätte unter dreyßigen ihre schwere Hand herausfinden wollen.

Der Vater. Aufgemerkt! ich vertheile die Buchstaben. Ferdinand ist L, Christelchen i, Adolph e, Fritz n, Julchen t, Luise s, Leopold h, Friederickchen und Karl bekommen keinen Buchstaben. Sie sollen die Uebelaufseher machen.

Röschen. Und das Wort?

Der Vater. Leichentuch.

Röschen, (ehe sie noch ihren Weg antritt, überlegt sichs erst, und zerfällt das Wort in seine gehörigen Sylben. Dann lispelt sie vor sich die Buchstaben eines jeden nochmals hindurch, und wie sie ihrer Sache gewiß ist, so fängt sie an, und es gelingt ihr gleich auf das erstemal.)

Alle hatten eine Freude darüber, hielten das Spiel für keine Hexerey, und jedes wünschte des

Schreibemeisters Schüler zu seyn. Nur Röschen und Ferdinand waren die einzigen Fehlerfreyen; die übrigen fehlten eins mehr, eins weniger — keins aber so viel als Karl, der sich am klügsten gedünkt hatte.

Der Vater fuhr fort: Kinder! wenn ihr das Spiel für euch selbst spielen wollet, so habt ihr besonders darauf Rücksicht zu nehmen, daß ihr von dem Alphabet, wenn ihr nicht ihrer vier und zwanzig beysammen seyd, nur diejenigen Buchstaben aussucht, die ihr zu dem Worte brauchet, das ihr aufgegeben habt. Wollt ihr das Spiel noch in etwas erschweren, so kann jede Person 2, 3 Buchstaben auf sich nehmen; dann aber gehört schon sehr viel dazu, wenn man keine Fehler machen will.

Einige der Kinder nahmen nun die Rolle des Schreibemeisters über, und die Zeit war ihnen während dieses Spiels außerordentlich angenehm und geschwind verflossen. Dazu mochte der Plumpsack auch das Seine beygetragen haben, der bey dem Rechenmeister keine Stelle hatte. Das kann man Kindern auch wohl erlauben, sobald man von ihrer Sittlichkeit überzeugt ist, daß sie keinen übeln Gebrauch davon machen werden.

---

Am

III.

# Das Sylbenräthsel,

oder

# die Charaden.

(Die Kinder sind bey Herrn Werners Bruder zum Besuch; die Personen dieses Spiels sind aber alle die nemlichen des vorigen.)

Ferdinand. Verzeihet, meine liebe Vetterchen und Freunde! wenn heute bey uns das Vergnügen nicht so groß seyn sollte, als wir es jüngst bey euch genossen haben.

Karl. Ich danke dir für das artige Compliment, in meinem und im Namen Aller.

Ferdinand. Unsers guten Vaters Geschäfte erlauben es nicht, unter uns seyn zu dürfen, ob er sich schon den ganzen Tag darauf freuete. Er ist Arzt; und hat daher keine einzige Stunde in seiner vollen Gewalt.

Luise. Wir büßen allerdings viel dabey ein. Indessen zweifeln wir doch nicht, daß wir auch an eurer Seite einige lustige Stündchen haben werden.

Karl. Damit wir aber die Zeit nicht, die so edel ist, mit leeren Complimenten vertändeln, so schlag uns lieber ein Spielchen vor.

Friedericfchen. Und wenn es seyn könnte, das nemliche, das jüngst den Kindern beym Herrn Hofrath Meuter so unterhaltend gewesen seyn soll.

Ferdinand. Ah; das war das Sylbenspiel, oder die Charaden.

Adolph. Ich dächte wir ließen das heut; man muß so viel dabey denken.

Ferdinand. Ich lasse mir es gefallen.

Alle. Nein, nein, wir wollen das Sylbenspiel.

Fritz. Ja, ja, lieber Adolph, du mußt es nur wissen, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht. Willst du nicht mit denken, so setze dich in ein Winkelchen und schlafe.

Adoph. Ich möchte in aller Welt nur wissen, was ihr an solchen ernsthaften Spielen habt. Wo es recht lustig zugeht, wo man sich recht ausschwärmen kann, da ist meine Sache.

Fritz. Und wo man sich auf acht Tage lang blaue Flecke holen kann, wo es ein großes Glück war, daß man nicht Arm und Beine brach. Du Wildfang!

Karl.

Karl. Nein, das war recht, daß ihr alle das Sylbenspiel haben wolltet. Es ist eine allerliebste Unterhaltung.

Röschen. Also Vetter Karl kann es schon?

Karl. Nun, nun. Ich habe mir es zwar nur erklären und beschreiben lassen, hab es eigentlich noch nicht gespielt; aber man müßte keine Gedanken, gar keine Gedanken haben, wenn man das nicht in einer Minute fassen könnte.

Julchen. Brüderchen! Brüderchen! nimms nicht wieder auf die leichte Achsel. Da wir den Rechenmeister spielten, über wen gieng es wohl am meisten her? Eben so wars bey dem Schreibemeister. Ueber wen fielen die Plumpsäcke mehr her, als über dich?

Luise. Und gieb nur Acht, jetzt wirds gerade wieder so seyn, und Karl wird so lange so voreilig seyn, wird so lange alles für Kleinigkeiten erkennen, bis er sich allgemein lächerlich gemacht haben wird.

Karl. Nun, wißt ihr was? Der Ausgang wird und muß es lehren. Jetzt laßt das Moralisiren seyn.

Ferdi-

Ferdinand. Ich will also erst eine Beschreibung des Spiels geben. Es ist eine bekannte Sache, daß alle Wörter aus Sylben bestehen.

Karl. Richtig. Alle Wörter bestehen aus Sylben. Kutsche, Mieder, Mädchen. Weiter also im Text.

Ferdinand. Es giebt einfache Wörter, wie die so eben genannten; es giebt aber auch zusammengesetzte, als: Jahrmarkt; Lichtputze; Landkarte; Stricknadel. Wenn man nun dergleichen mehrsylbige Wörter auseinander nimmt, ihre Sylben gleichsam zerlegt, so findet man, daß beynahe jede Sylbe ihre eigene Bedeutung hat, die dann, wenn man das Wort wieder zusammensetzt, himmelweit von jenem einzelnen Sinn entfernt ist. Diese Idee nun, die irgend ein aufmerksamer Beobachter hatte, und die ihm natürlicher Weise ein Vergnügen machen mußte, gab die Idee des so eben vorgeschlagnen Spiels. Nun zur Art und Weise, wie es gespielt werden muß. Man wählt sich zuerst ein zwey-, drey-, viersylbiges Wort. Einsylbige Wörter sind nicht

dazu

dazu tauglich. Hat man das Wort, so untersucht man, ob die Sylben desselben, jede einzeln oder auch ihrer zwey, oder drey, einen eignen Sinn geben. Findet man das nicht, so kann das Wort nicht gebraucht werden; hat es dagegen diese Eigenschaft, so behält und benützt man es. Nun kann man es getrost vor die Gesellschaft bringen. So ist zum Exempel das Wort Kutsche nicht brauchbar. Es hat zwar zwey Sylben — aber weder die erste, noch die zweyte hat etwas Charakteristisches zum Sinn. Kut — ist kein Wort, das etwas ausdrückt, noch weniger ist es die Sylbe sche. So wäre Da me ebenfalls nicht tauglich; die erste Sylbe Da möchte wohl zu charakterisiren seyn; aber wo wäre das mit der zweyten Sylbe me möglich? Nun nehme man gegentheils das zweysylbige Wort Jahrmarkt. Hat nicht Jahr? hat nicht markt seine eigene Bedeutung, die sich leicht und faßlich anzeigen lassen? Stellt man die Sylben wieder in ein Wort zusammen, so hat man alsdann einen eignen Sinn.

Adolph. Blix noch einmal, das ist eine ganze Predigt! Laßt sehen, ob ich es behalten habe.

Karl. Nun höre Adolph, du müßtest ein wahres Strohköpfchen seyn, wenn du das nicht hättest fassen und behalten können.

Adolph. Es ist doch gut, wenn man sich lieber zu wenig, als zu viel zutraut. Lieber Ferdinand! erlaube mir, daß ich es wiederhole, was du sagtest.

Ferdinand. Gern.

Karl. Da möchte einem die Zeit zum Sterben lang werden, wenn man um solche langsame Menschen herum seyn muß. Kanns ohnmöglich mit anhören, will lieber zum Fenster hinausgucken. (Adolph wiederholt Ferdinandens erklärende Beschreibung; Ferdinand hilft nach, wo jener fehlte, und dadurch wird es dem ganzen Zirkel vollkommen begreiflich.)

Karl, (indem er wieder vom Fenster geht.) Nun seyd ihr endlich fertig?

Luise. Wenns nur nicht am Ende an dir fehlen wird.

Ferdinand. Habe ich nun ein solches Wort gefunden, das für meinen Zweck tauglich ist, habe ich die Sylben vorher gehörig geprüft, finde ich, daß sie einen eignen Sinn ausdrücken, so sage ich zur Gesellschaft: Mein Wort hat zwey Sylben, wie zum Exempel: Jahrmarkt. (Das Wort selbst darf aber nicht genannt werden —)

Adolph. Natürlich, das muß am Ende errathen werden; denn nennte man es, so wäre ja der ganze Zweck des Spiels verfehlt.

Ferdinand. Die erste Sylbe ist eine bestimmte Zeit von 52 Wochen; die zweyte Sylbe ist gemeinhin ein großer freyer Platz in einer jeden Stadt — und das ganze Wort zusammen ist eine gewisse Zeit, wo ein jeder in Städten und Flecken ungehindert handeln kann.

Fritz. Das scheint ein hübsches Spiel zu seyn.

Adolph. Es reut mich nicht, daß ich es wiederholete, um es recht fassen zu können.

Ferdinand. O! wenn wir erst einige Fertigkeit haben werden, denn auch die gehört dazu, wenn es allgemein vergnügen soll; so

werdet ihr staunen, was für lustige Dinge dabey vorkommen; und wenn man sonst denken will, wie viele Gelegenheit findet man hier.

Karl. Mach nur nicht um solche Kleinigkeiten so viel Aufsehen!

Julchen. Du bist sehr artig, Bruder! nimmst dich als Besuchender von einer sehr vortheilhaften Seite.

Ferdinand. O nicht doch! Ich kenne Karln. Ich glaube nun ziemlich verständlich gewesen zu seyn. Wer von euch hätte wohl am ersten Lust?

Friederickchen. Ich hätte ein zweysylbiges Wort; wenn es mir nur glücken wird, den Sinn von einer jeden Sylbe gehörig angeben zu können.

Ferdinand. Je leichter, je natürlicher, je richtiger, desto besser. — Wenn man den Sinn mit Willen zu sehr versteckt, daß man wie lange nachdenken muß, ehe er zu errathen steht, so hört es auf gesellschaftliches Vergnügen zu seyn; oft bedauert man Mühe und Zeit, die man darauf verwendete, wenn man darhinter gekommen ist,

daß

daß der ganze große Fund ein glänzendes Nichts war.

Karl. Nun, so gar leicht darf es aber auch nicht seyn, denn wenn man eine Sache zu leicht gewinnt, bringt sie kaum ein halbes Vergnügen. (Auf die Seite, jedoch, daß es jeder hören kann.) Wenn nur Friedericke erst das ihrige gesagt hat, dann will ich mit meiner Charade kommen, die soll ein Nüßchen seyn, das ihnen schwer aufzuknacken werden soll.

(Alle thun, als hörten sie es nicht; lächeln aber.)

Friedericke. Also; ich habe mich einmal anheischig gemacht, eine Charade aufzugeben. Diese besteht aus zwey Sylben — Die erste Sylbe, ist der Ausdruck eines Verweises gemeiner Leute, wenn sie einen, der das Maul aufsperrt, aufmerksam machen wollen; die zweyte Sylbe ist der Ausdruck, wenn man auf einen hinweißt, sobald er unter vielen ist, und man ihn dadurch auszeichnen will — das ganze Wort aber zeigt einen Mann an, der Wunden heilt, schröpft, Aderläßt —

Ferdinand. Siehe da! Friederickens Charade ist ihr als erster Versuch recht wohl gelungen. Ich schmeichle mir, sie schon errathen zu haben. Um aber das allgemeine Vergnügen nicht zu früh zu stören, will ich dir es ganz leise ins Ohr sagen. (Lispelt ihr ins Ohr.)

Friedericke. Richtig! getroffen.

Adolph. Die erste Sylbe war? —

Karl. Du lieber Himmel! da fragt der nun erst wieder der ersten Sylbe wegen — und das ganze Ding ist so leicht. — Ich weiß das Räthsel lange schon.

Luise. Und?

Karl. Ah! gehorsamer Diener; ich will Ferdinanden nicht an Artigkeit nachstehen.

Leopold. Und ich behaupte, Vetter Karl thut groß, und am Ende weiß ers doch nicht.

Karl. Denke du, was du willst; ich weiß, was ich weiß.

Adolph. Nun, wers weiß, der behalte es vor sich; ich will es gern errathen. Also die erste Sylbe war das Wort eines, das dem andern das Maulaufsperren verweißt? — Hm! hm! was wäre

wäre denn das für ein Wort? — Ach ja, Ba! wirds seyn, so machte es wenigstens gestern ein Bauermädchen dem andern.

Friedericke. Richtig! Ba ist es auch. Die zweyte Sylbe.

Adolph. War das Wort, wenn man auf einen gewissen zeigt, der sich unter Vielen befindet? — das kann doch nicht hier seyn? — Das ganze Wort zeigt einen Mann an, der Wunden heilt, schröpft, Aderläßt? — Bahier — hm!

Ferdinand. Ey, wie sich Adolph so gut auf die Sprünge zu helfen weiß.

Adolph. Still! Still! Ists nicht Bader?

Friedericke. Richtig, richtig.

Karl. Aber wißt ihr was? nun bitte ich mir es aus, daß ich daran komme.

Luise. Natürlich; natürlich! du möchtest sonst krank werden. Und nun? so krame denn deine Weisheit aus.

Karl. O! ich bin schon lange fertig. (Plappert schnell hintereinander weg.) Mein Wort hat zwey Sylben. Die erste ist ein Vokal,

die zweyte eine Sylbe, und das ganze steht im Winter in der Stube.

Alle (lachen überlaut.)

Karl. Nein, ihr Aeffchen! sagt mir nur, was ihr lacht? Ist meine Charade nicht schön?

Luise und Julchen (zugleich.) Prächtig! Prächtig!

Ferdinand. Ich vermuthe, daß sie zu schön seyn mag. Man möchte sie wohl nicht einmal errathen können.

Karl. Hab ich es euch nicht gesagt, daß ich euch ein Nüßchen werde aufzuknacken geben?

Luise. Und das, wenn es aufgeknackt seyn wird, taub und leer seyn dürfte.

Friedericke. Dürften wir bitten —

Karl. Nunu, so gut wie deine Charade wird die meinige doch gewiß seyn. Wer sie nicht errathen kann, soll sie auch nicht erfahren kriegen.

Leopold. Ich dächte, wir ließen ihm seine große Gelehrsamkeit.

Karl. Da hat Leopold Bley vollkommen recht —

Leopold. Und wir werden nichts verlieren, wenn Karl Quecksilber schweigen wird.

Julchen. Sieh Karl, wie du ausschweifst! Sobald der Vater nicht gegenwärtig ist, der dich im Zaum erhält, so bist du gar nicht auszustehen.

Christelchen. Wißt ihr was, ich bin unpartheyisch. Ihr habt Karls Charade im Augenblick verworfen, ohne sie zu prüfen. Das war nicht recht. Nun bitt ich Karln, uns die Auflösung zu geben, und ich dächte, ich wollte wetten, Karls Rechtfertigung wird euch beschämen.

Julchen und Ferdinand (zu einander.) Das hat sie fein gemacht.

Karl. Das war doch noch ein Wort! Christelchen ist und bleibt ein Mädchen, das vielen Verstand hat. Und ihr zu Liebe will ich meine Auflösung auch Andern zum Besten geben. Sagt nur, müßt ihr nicht gleich Alle und Alle darauf fallen, daß es der Ofen ist, den ich mit meiner Beschreibung geschildert habe?

(Es entstehet ein noch lauteres Gelächter, als vorher.)

Ferdinand. O Vetter! Vetter! hättest du geschwiegen, du hättest mehr Ehre davon gehabt. Du könntest wohl immer noch glauben, wir thäten dir Unrecht; aber höre nun unsere Gründe. Du sagtest, von deinem zweysylbigen Worte drücke die erste Sylbe einen Vokal aus — Das möchte angehen; fünf Vokale übersieht man leicht — aber die zweyte Sylbe desselben sey — eine Sylbe, das ist doch wirklich nichts gesagt, denn man müßte, um auf die rechte zu treffen, aller Wörter Sylben durchlaufen. Die Sylbe selbst muß eine eigne Bedeutung, einen eignen Begriff oder Sinn haben, die man charakterisiren will — und dann deine Anzeige vom ganzen Worte selbst — Du sagtest: es sey etwas, so im Winter in der Stube stehe — Wenn du hinzugesetzt hättest, es sey eine Art Stubengeräthe, das uns im Winter vor der Kälte schützen solle, so würde man wohl das Wort Ofen bald in den Sinn bekommen haben, und dann hätte die zweyte Sylbe noch hindurchschleichen mögen.

Christelchen. (Karln schalkhaft ansehend.) Ey! ey! wer hätte das gedacht!

Karl (wendet sich schamhaft von ihr) Warte nur, du warst schuld daran, du machtest mich treuherzig, ich hätte geschwiegen, und hätte euch alle denken lassen, was ihr gewollt hättet.

Christelchen. Strafe muß seyn. Eigentlich muß ich sagen, wundere ich mich über dich! Wie viel bekamst du schon seit kurzer Zeit Verweise von deinem Vater, und immer behältst du deine Fehler. Nie warst du unartiger, als heute, und nun im Vertrauen gesagt, wirst du dich nicht bald ändern, so werden wir alle, alle aufhören, dich auch nur ein kleines, kleines bischen lieb zu haben. Und somit denn Punctum! damit unser heutiges Vergnügen durch keine weitere Verdrüßlichkeiten gestört werden darf.

Luise. Nun will ich doch eins versuchen; aber ich fürchte, ich fürchte, es wird mir nicht besser als Karln gehen.

Ferdinand. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen.

Röschen. Nicht Karls Fehler, sondern die Art seines Vorwitzes und seines eingebildeten

Wesens

Wesens zog ihm die Züchtigung zu, die er auf alle Fälle richtig verdient hat.

Luise. Gut, so sey es denn gewagt. Das Wort, das ich mir gewählt habe, hat ebenfalls zwey Sylben. Die erste Sylbe drückt den Zuruf vieler Leute aus, wenn sie einen aufmerksam machen wollen, der sie nicht gehört hatte. Die zweyte ist das Bild der Ewigkeit, auch pflegt es Menschen zu verbinden, und das Ganze ist ein Fisch.

Karl. Das ist wirklich eine scharmante Charade.

Ferdinand. Ist das Ernst oder Ironie?

Karl. Es sollte mir leid thun, wenn ihr mich so ganz verkennen wolltet. Ja, glaubt es, oder glaubt es nicht, es ist mein völliger Ernst, und ich freue mich recht herzlich, daß meine Schwester ihre Sache so gut gemacht hat.

Alle. Das ist brav von Karln; er ist gerecht, und das söhnt ihn wieder mit uns aus. —

Luise. Aber Bruder, wie kannst du es schon wissen, ob meine Charade wirklich so gut ist, als du dir wohl einbildest?

Karl. O glaubs, das hört man am bloßen Klange schon.

Ferdinand. Ich habe nachgedacht. Ist die erste Sylbe, die den Zuruf vieler Leute auszudrücken pflegt, wenn sie einen aufmerksam machen wollen, der sie nicht gehört hatte, ist es nicht He?

Luise. Ganz recht.

Fritz. Und die zweyte, die ist so bestimmt, daß einem gar nichts anders dabey einfallen kann, als der Ring —

Leopold. Nun da kann es auch kein anderes Wort als Hering seyn. Denn das Wort führt alle die Kennzeichen, die Luise angegeben hat.

Luise. Ganz recht.

Ferdinand. So müssen die Charaden seyn, das ist die rechte Art. Ich muß gestehen, Luise hat mich selbst beschämt.

Leopold. Ob mich gleich vorhin Karl, Leopold Bley genennt hat, so ergreift mich doch geschwind genug die Lust, zu versuchen, ob mir nicht auch eine Aufgabe gelingen könnte.

Ferdinand. Brav. Ich merke, dieses Spiel erhält euern Beyfall.

Leopold. Mein Wort hat zwey Sylben. Die erste Sylbe macht zugleich den ersten Buchstaben im Alphabeth.

Karl. Das wäre nun so ziemlich leicht; nimm dich nur weiter in Acht; denn meine erste Sylbe gerieth mir auch gut genug.

Röschen. Pfuy doch Karl! wenn man denkt, kann man leicht gestört werden —

Julchen. (zu Karln) Du kannst nicht ertragen, wenn man dich einmal nur gelobt hat.

Leopold. Laßt es gut seyn; ich will mich nicht stören lassen. Also meine erste Sylbe war der erste Buchstabe im Alphabeth. Die zweyte ist das, was kein Sterblicher sich denken kann, und das doch jeden Augenblick in seiner Nähe ist; das ganze Wort aber ist das gewöhnlichste Abschiedscompliment.

Röschen. Die erste Sylbe war wirklich sehr leicht.

Fritz. Dunkler ist die zweyte.

Leopold. Ach still! ich habe zu erinnern vergessen, daß mein Wort kein eigentliches deutsches Wort sey; daß es aber bey uns Deutschen

so

so gäng und gebe ist, daß wir selbst dafür beynahe kein Wort in unsrer Sprache statt dieses Compliments haben.

Röschen. Daß die erste Sylbe A seyn muß, bedarf nun keiner weitern Nachfrage; aber die zweyte — wie war das?

Leopold. Ich sagte, daß die zweyte das sey, was kein Sterblicher sich denken könne, und was doch jeden Augenblick in seiner Nähe sey. Doch halt! Jetzt fällt mir es besser ein, die zweyte Sylbe deutlicher zu machen. Sie benennt das höchste aller Wesen, und ist ihr erster Ursprung.

Friedericken. Nun ist es wirklich ganz leicht. Das kann nur Gott seyn. Gott heißt französisch dieu — das A vorgesetzt, kommt Adieu heraus, und Adieu ist der Abschiedsgruß der meisten deutschen Leute. Nun, ists nicht so?

Leopold. Richtig, ganz richtig.

Ferdinand. Auch wieder recht hübsch. Es entstehet ja ein ordentlicher Wetteifer unter uns.

Fritz. Der auch mich ergreift. Mein Wort hat zwey Sylben. Die erste ist die erstre

gewöhn-

gewöhnliche derbe Nahrung vorzüglich gemeiner, besonders der Landkinder. Die zweyte ist ein Vogel, ein großer Vogel, und das Ganze ein Weitzengetränk, das besonders im Sommer von Vielen gern getrunken wird, weil es kühlen soll.

Ferdinand. Fritz hat sich viel Mühe gegeben, seine Charade recht genau zu beschreiben und richtig anzuzeigen. Daß sie etwas schwerer, als die vorhergehenden ist, das macht sie darum auf keine Weise schlechter. Jetzt wollen wir all unsere Aufmerksamkeit darauf verwenden.

Röschen. Die erste Nahrung der Kinder ist doch Milch.

Julchen. Ja, aber Fritz setzte das Wort derb hinzu. Das wäre wohl Muuß.

Fritz. Nahe genug daran! Die Sache wäre es wohl, nur nicht das rechte Wort.

Luise. Hört; da kann es kein andres Wort, als Brey seyn.

Fritz. Nun war es getroffen.

Röschen. Aber hört, die zweyte Sylbe wird uns necken.

Fer-

Ferdinand. Weils der Vogel gar zu viel giebt.

Karl. Allerdings.

Fritz. Da muß ich mich wohl etwas näher erklären. Der Vogel singt nicht; fliegen kann er zwar, aber selten erhebt er seine Flügel; weniger ist er in der Stadt, aber gemeiniglich auf jedem Bauernhofe anzutreffen.

Röschen. Das können nichts anders als Hüner, Enten oder Gänse seyn.

Fritz. (lächelnd) Ja, ja; so etwas.

Adolph. So laßt doch sehen; das Ganze soll ein Weitzengetränke ausmachen. Breyenten; das ist wenigstens uns kein bekannter Weitzentrank.

Ferdinand. Aber doch Breyhahn?

Fritz. Richtig. Wieder sehr gut.

Julchen. Nun habe ich mich auf eins besonnen. Da alle vorhergehende Charaden nur aus zwey Sylben bestanden, so soll es nicht minder die meinige auch seyn. Der erstren bedient sich gewöhnlich die Magd, wenn sie die Stube ausfegt; die zweyte sucht der Müde — und das Ganze ist den Schiffern äußerst gefährlich.

Luise. Hätte der Besen nur zwey Sylben, so dächte ich, der müßte es schlechterdings seyn.

Julchen. Womit reiniget eure Magd die Stube nebst dem Besen?

Röschen. Richtig; mit Sand. Und der Müde sucht

Leopold. Eine Bank?

Ferdinand. Nun, wenn er nun keinen Stuhl hat?

Karl. Da nimmt er wohl auch mit einer Bank vorlieb.

Julchen. Da hat doch endlich die Henne einmal eine Perle gefunden.

Fritz. Hurtig! Das Wort zusammengesetzt. Sandbank.

Adolph. Ja, das muß es seyn. Eine Sandbank ist dem Schiffer allemal gefährlich.

Julchen. Und das war meine Charade.

Röschen. Ich darf mich doch nicht ausschließen? Die erste Sylbe meiner zweysylbigen Charade ist ein Thier, dessen Fleisch und Blut uns zur Nahrung dienet, den Juden aber verboten ist; die zweyte Sylbe ist die Benennung höf-

licher

licher Großen gegen ihre Untergebnen und Bedienten.

Karl. Die erste Sylbe ist gleich gerathen; Das ist das Schweinefleisch —

Röschen. Nur Geduld! ich bin ja noch nicht fertig. Das ganze Wort drückt eine Empfindung des Gaums und des Geschmackes aus, und soll nach einer altdeutschen Regel die Leute lustig machen.

Ferdinand. Wieder gut. (Zu Röschen ins Ohr) Ists nicht sauer?

Röschen. Richtig.

Ferdinand. Aber ich schweige, um der übrigen Gesellschaft das Vergnügen nicht zu rauben, es selbst errathen zu haben.

(Alle sinnen.)

Fritz. (Aeußerst vergnügt) Sauer macht lustig — nicht wahr Röschen?

Röschen. Richtig.

Adolph. Nun von mir noch eins. Die erste Sylbe, versteht sich, ich wähle auch das Leichtre und wähle nur zwey Sylben, ist gewöhnliches Viehfutter. Die zweyte bedarf jeder, der

sich nicht selbst in seiner Verlegenheit zu helfen weiß, und das Ganze ist ein Stand worauf sich erwachsne Mädchen und Jünglinge freuen.

Leopold. Viehfutter ist gewöhnlich Heu, das ist nun ganz richtig. Wer sich in Verlegenheit befindet, bedarf entweder Hülfe — und das kanns nicht seyn, weil Hülfe zwey Sylben hat, oder Trost oder Rath. Heutrost ist kein Wort; nun so muß es Heurath seyn, worauf sich erwachsne Mädchen und Jünglinge freuen.

Adolph. Und das war es auch.

Christelchen. Damit ich mich nicht ausschlüße, so rathet: die erste Sylbe, mein Wort hat nur zwey, ist etwas Gebohrnes, was weder lebt noch todt ist; die zweyte ist bey Ueberschwemmungen sehr nothwendig und nützlich, und nach dem ganzen Worte nennt man einen der nächsten Anverwandten.

(Diese Aufgabe wurde allen schwer; endlich gelang es ihnen aber doch, sie aufzulösen, daß es Eidam sey. Sie freueten sich darüber und nannten diese Charade als vorzüglich von allen denen, die zeither aufgegeben worden waren.)

Ferdinand. Nun wollen wir dreysylbige Wörter nehmen. Man verfährt mit ihnen wie mit den zweysylbigen; kann jede einzeln beschreiben, oder auch zwey zusammen nehmen. Erlaubt mir, daß ich den ersten Versuch abermals wage. Mein Wort hat also drey Sylben. Die erste Sylbe ist ein leuchtender Körper am Himmel, Nachts bey heiterm Himmel zu sehen. Die zwey letzten sind eine üble Sitte unter gemeinen Leuten, zur Ersparniß der Schnupftücher, und das Ganze ist eine nächtliche Erscheinung am Himmel.

Julchen. Das möchte wohl ein wenig schwer seyn.

Ferdinand. Nicht so schwer, wie du denken magst.

Fritz. Die erste Sylbe dürfte leicht seyn: ein leuchtender Körper am Himmel, Nachts bey heiterm Wetter zu sehen? das wäre entweder Mond oder Stern.

Luise. Aber wie gesagt, die beyden letztern.

Fritz. Wir müssen nur auf den Hauptinhalt sehen, und das war eine nächtliche Erscheinung

 am

am Himmel — was könnte das seyn? Mondfinsterniß.

Karl. Ja Mondfinsterniß, wenn das nicht viersylbig wäre!

Fritz. Da hast du recht. Wollen es doch mit Stern versuchen, Stern — und die zwey letzten Sylben sind eine üble Sitte unter gemeinen Leuten zur Ersparniß der Schnupftücher — halt! jetzt werde ich auf den rechten Weg kommen. Wir wollen doch untersuchen, zu was man die Schnupftücher braucht?

Karl. Das muß eine wichtige Frage seyn. Zu was kann man sich wohl ein Schnupftuch anders, als zur Reinigung der Nase denken.

Röschen. Still, jetzt werde ichs wohl finden. Unser alter Kutscher nimmt gewöhnlich die Finger, wozu wir uns des Schnupftuchs bedienen. „Je, so schneutze dich doch nicht mit den Fingern, du hast ja ein Schnupftuch.“

Ferdinand. Das war es auch; nun setze Stern und schneutzen zusammen, so habt ihr die Erscheinung am Himmel, wenn es aussieht, als

wenn

wenn sich ein Stern losriß und zu einem andern herabführe.

Karl. Ja, ja, das ist es. Das haben wir nur erst vorige Woche in unserm Garten gesehen. Wir fragten den Vater darum, und er hat es uns erklärt, daß es nur so scheine, als wenn ein Stern zum andern führe, und daß das nichts anders als Dünste wären.

Leopold. Das ist doch sonderbar. Wie oft bin ich Abends spät unter freyem Himmel gewesen, und habe doch nichts gesehen.

Karl. Ja das kann wohl seyn. Erstlich geschieht das nicht alle Abende. Zweytens: geben auch nicht alle Menschen Achtung, was über ihnen vorgehet. Also wäre diese Charade nun doch auch errathen. Laßt sehen, ob ich mich noch einmal blamiren werde. Mir fällt so eben ein Wort ein von drey Sylben. Die erste ist ein Glied des menschlichen Hauptes, auch haben es die meisten der Thiere; die zwey letzten bedeuten eine ausländische Frucht, die auch in unsern Gärten gezogen wird, und das ganze Wort eine Beleidi-

 gung,

gung; bisweilen sehr oft aber ist es auch für gemeine, ungezogene Kinder eine Strafe.

Ferdinand. Das klingt doch anders, als vorhin die Beschreibung vom Ofen.

Julchen. Mir kömmt sie sogar etwas leicht vor.

Fritz. Mir nicht.

Ferdinand. Auch mir nicht.

Karl. Nun Julchen? wenn du es weißt.

Julchen. Ich dächte es könnte kein andres Wort, als: Ohrfeige, seyn.

Karl. Getroffen, wirklich getroffen.

(Die übrigen theilen das Wort nochmals in Sylben ab, vergleichen sie mit der gemachten Beschreibung, und finden sie deutlich und treffend.)

Röschen. Es war doch nicht so weit abgelegen, als ich dachte. Nun hätte ich ebenfalls eins von drey Sylben. Die erste ist eine Farbe, die beyden letzten ein Glied, das alle geflügelte Thiere haben, und das Ganze ein Schimpfname.

Karl. Farben sind: grün, roth, blau, gelb.

Röschen. Basta!

Karl. Also gelb.

Julchen. Und das Glied, das alle geflügelte Thiere haben? ist doch nicht — Schwanz — Gelbschwanz —

Ferdinand. Du hilfst mir auf die Sprünge, es ist sicher Gelbschnabel.

Röschen. Recht.

Julchen. Nun wäre wohl die Reihe an mir. Gut denn! die ersten beyden Sylben meines Wortes sind die allgemeine Bezeichnung von der Nahrung des Viehes. Die letzte, als die dritte, ein Fisch, und das ganze Wort ist ein Behältniß für Kleinigkeiten.

Leopold. Das ist so leicht, daß ichs errathen kann; es ist doch nichts anders als Futteral.

Adolph. Karl hat mit fremden Zungen gesprochen, aus ihm selbst wäre das nicht gekommen. Sagt, was ihr wollt, ich habe meine guten Gründe, warum ich diese Aufgabe für sehr schwer hielt.

Karl. Du kannst denken was du willst; aber deine Gründe möchte ich denn doch hören.

Adolph. Daß die ersten beyden Sylben richtig und deutlich angegeben waren, darwider

 habe

habe ich nichts. Aber wer hätte denn wohl bey der Sylbe al auf den Fisch Aal fallen sollen, da er nicht mit einem, sondern mit zwey a geschrieben wird?

Ferdinand. Eigentlich, wenn wir es ganz genau nehmen wollen, hat Adolp Recht. Allein, bey dergleichen Fällen muß man das nicht so genau nehmen. Wenn es seyn kann, ist es um so besser. Kann man sich einigen Vortheil verschaffen, wenn man wider die Regeln der Rechtschreibung fehlt, so ist das eben kein Verbrechen; nur muß man der Deutlichkeit und Verständlichkeit dabey keinen Eintrag thun. Nun ihr Partheyen! seyd ihr nun mit meiner Entscheidung zufrieden?

Alle. Vollkommen. Auch haben wir wieder etwas neues bey dieser Gelegenheit gelernt.

Adolph. Jetzt möchte die Reihe wieder an mir seyn. Mit der ersten Sylbe meines dreysylbigen Worts pflegt man zu packen, zu binden; mit der zweyten sticht und steckt man fest, und das Ganze ist eine Geräthschaft für Frauenzimmer.

Karl. Das wird gewiß den Kopf nicht kosten. Womit bindet und packt man anders, als mit Stricken? — womit sticht oder befestiget man wohl anders etwas fest, daß eine Geräthschaft am Ende herauskommen muß, als mit der Nadel? Also ist und muß das ganze Wort Stricknadel seyn?

Adolph. Getroffen.

Luise. Nun will ich doch auch ein Pröbchen mit einem dreysylbigen Worte machen. Die erste Sylbe bedeutet das Gegentheil vom Wasser; die beyden andern sind der Zeitvertreib der Müßiggänger und gewinnsüchtiger Leute; das Ganze ist ein richtiges Verzeichniß aller Orte und Gegenden —

Ferdinand. Das wird auch nicht übel seyn, auch trägt es den Schein der Leichtigkeit an sich.

Röschen. Das Gegentheil vom Wasser muß ganz natürlicherweise Erde — oder Land überhaupt seyn; die zwey letzten Sylben sollen der Zeitvertreib der Mußiggänger oder gewinnsüchtiger Leute seyn. Damit meint sie gewiß die Karte — Ah, da ist es ja schon heraus. Landkarte also?

Luise. Richtig. Aber wie kömmts, daß wir jetzt unsere Aufgaben so leicht auflösen?

Ferdinand. Ganz natürlich; durch die Uebung bekömmt man endlich Fertigkeit, und aller Anfang ist schwer. Wenn wir nächstens dieses Spiel wieder vornehmen werden, so wird es noch besser gehen. Zur Zugabe nun noch eine kleine Veränderung damit. Oft darf man nur von einem Worte einen Buchstaben wegnehmen, so bekömmt es einen ganz andern Sinn.

Adolph.

Adolph. Wie meynst du das, Karl?

Ferdinand. Ein Exempel soll dir es anschaulicher machen. Nimm den ersten Buchstaben von Flachs weg, so wird aus dem Gewächs fürs Gespinst ein Fisch —

Adolph. Ja wirklich, dann heißt es Lachs.

Ferdinand. Werft das l von Hexel, was wird daraus?

Alle (auf einmal) Hexe.

Ferdinand. Werft von der Stadt Maynz den letzten Buchstaben hinweg, so muß ein Fluß aus ihr werden.

Karl. Richtig, dann wird aus Maynz, Mayn.

Ferdinand. Nimm den Affen Pavian, den letzten Buchstaben, so wird eine Stadt daraus.

Adolph. Wahr! dann stehet Pavia da.

Die sämmtlichen Kinder fanden endlich so viel Vergnügen an diesem Spiel, daß sie, statt sich sonst mit dem gewöhnlichen Morgengruß zu begegnen, sich eine Charade aufgaben, und sich eben so mit Charaden gute Nacht wünschten. Sie hörten, daß es ganze Sammlungen von gedruckten Charaden gäbe, worunter die vom Herrn Salzmann die natürlichsten und besten wären; sie ließen sie sich alle kaufen, lasen darinnen; fanden aber doch, daß es ihnen weit mehr Vergnügen machte, wenn sie solche selbst erfunden hatten.

---

IV. Der

IV.

# Der Ritterschlag.

## Personen:

| | |
|---|---|
| Karl, Leopold, Fritz, Adolph, | die nemlichen des vorigen Spiels. |
| August, Franz, Heinrich, Maxmilian, | Söhne des Cammerrath Felkners. |
| Wilhelm, Ludwig, | Söhne des Hofrath Walthers. |

Der Besuch ist bey Herrn Heinrich Werner.

Adolph. Man merkts doch wohl, wenn Ferdinand nicht unter uns ist. Die Gesellschaft hat gleich nicht das Leben.

Fritz. Du machst Karln dadurch kein sonderliches Kompliment.

Leopold. Das machts eben, daß wir so ganz an einander gewöhnt sind. Ich stehe dafür, daß auch Karl uns so lange gut unterhalten wird, bis Ferdinand kömmt.

Karl. (tritt lustig zur Thüre herein) Verzeiht, lieben Freunde! daß ich euch so lange allein lassen mußte. Es kam ein Fremder, dem niemand Auskunft geben konnte, als ich. Unsere Gesellschaft wird heut ziemlich stark werden. Die drey Söhne des Herrn Cammerrath Felkners, und die beyden Söhne des Herrn Hofrath Walthers haben uns ihren Besuch versprochen.

Fritz. Nun die letztern, die werden uns nicht sonderlich erbauen. Wilhelm, der älteste, ist

men-

menschenscheu und einfältig, und Ludwig ist superklug und einbilderisch. Es gehört Centnergeduld dazu, mit ihnen auszukommen. Wir waren letzt mit ihnen in Gesellschaft.

Adolph. Ja, das könnet ihr glauben, zu Tode hätte man sich lachen mögen. Jüngst erzählte der Jäger, wie die Nadelhölzer gesäet werden; er wiederholte das Wort Nadelsaamen öfters, und siehe, unser Wilhelm glaubt, daß er von Nadeln, von Stecknadeln spreche. Er fragte mich, wo man wohl solchen Nadelsaamen zu kaufen bekommen könnte? Ich wunderte mich über diese Frage, ahndete aber gleich im Voraus etwas einfältiges von ihm, und wie gedacht so geschehn. Er erzählte mir sogleich recht treuherzig, daß seine Schwester von der Französin außerordentlich viel auszustehen hätte, weil sie so gar viel Stecknadeln verlöhre. Er habe in seines Vaters Garten zwey Beete, da wolle er eins mit solchem Saamen besäen, damit sie nur einigermaßen aus ihrer beständigen Verlegenheit kommen möchte. Und wenn man ein Cato gewesen wäre, der doch in

sei-

seinem Leben nicht gelacht hatte, jetzt hätte man lachen müssen.

Fritz. Und was Wilhelm wirklich zu einfältig ist, das ist Ludwig zu superklug; niemand ist klüger, als er sich dünkt. Alles bestreitet er, alles weiß er besser. Anlage hat er; aber wenn er sie nicht anders benutzen wird, da möchte es übel mit ihm aussehen. Wißt ihrs noch, da wir letzthin spielten, und wir ihn hinausschickten, um das zu finden, was wir versteckt hatten, wenn er wieder hereinkam, wie er es allezeit traf.

Adolph. Ja, ja, wenn er nur das Loch in der Thüre nicht gefunden hätte. Wir sagten das gleich, und vermutheten es alle; aber er vermaß sich hoch und theuer, daß nur seine Klugheit daran Schuld sey. Aber Franz Felkner trauete doch nicht; gieng hinaus, machte einen schwarzen Ring um das Loch — und als Wilhelm wieder hinausgeschickt wurde, entdeckt er den Ring nicht, legt sich mit dem Auge fest daran, und wie er wieder hereinkam, da fand er zwar die versteckte Sache gleich, aber wir wußten es nun auch an dem Ringe, daß er geguckt hatte.

Karl. Hört, da müssen wir uns einen Spaß mit ihnen machen. Wißt ihr was? wir wollen sie zu Rittern schlagen. Da fand ich gestern auf unsers Lehrers Tische ein Buch, Gutsmuths Spiele hieß es, da stand dieses Spiel darinnen. Das ist so recht herrlich, um jemanden anzuführen.

Fritz. Nun, wer zweifelt noch, daß uns Karl nicht ganz gut unterhalten wird?

Karl. Ich höre Felkners kommen. Wollen wir diese erst empfangen, und dann will ich euch das Spiel erklären.

(Felkners treten ein. Sie empfangen sich einander allgemein. Nach den gewöhnlichen Complimenten spricht

Karl. Nun meine Lieben, heute habe ich auch die Ehre, ihnen einen neuen Anflug zu unserm kleinen gesellschaftlichen Kränzchen vorstellen zu können. Die beyden Söhne des Herrn Hofrath Walthers wollen uns das Vergnügen machen.

Maxmilian. Nun gut, das wird ein schönes Vergnügen geben!

Karl. Kennen sie sie?

Franz. O ja, wir kennen sie beyde.

Adolph. Höre Max! Karl will uns ein neues Spiel mittheilen, wo sich die beyden recht gut ausnehmen sollen. Laßt sie auch ein bischen ausgelacht werden, das kann sie vielleicht gewizzigter, als die dringendste Moral machen.

Karl. Ja, wenn ihr es erlaubt, und wenn ihr Theil daran nehmen wollet, so will ich die nöthige Anleitung zu diesem Spiele geben. Es heißt: das Ritterschlagen. Wir alle stellen Ritter vor. Für die Kleidung und den ganzen Anzug lasset mich nur sorgen. Die beyden Walthers sollen in unsern Orden aufgenommen werden. Zwey Ritter bereiten sie in diesem Nebenzimmer vor, machen sie mit dem Gebrauch und mit der ganzen Feyerlichkeit bekannt, und führen sie dann ein. Der Großmeister des Ordens fordert den Herrn Candidaten vor sich. Die Ritter die ihn vorbereitet haben, haben ihm gesagt, was er zu thun hat. Der Großmeister weihet ihn und läßt ihn geloben, schlägt ihn zum Ritter, und führt ihn zu den beyden ältesten Rittern. Diese

sitzen auf zwey Stühlen, als wäre in der Mitte ein dritter Stuhl, so scheint es, weil über den zwischen den zwey Stühlen gelaßnen Platz ein Tuch gespannt wird, das die beyden Ritter sitzend festhalten. Der neue Ritter soll sich setzen. Unter dem ihm angewiesenen mittlern Platz, den, wie gesagt, ein Tuch bedeckt, stehet ein Fäßchen mit Wasser. Der neue Ritter ahndet das nicht, und will sich setzen. Im Augenblick lassen die beyden Ritter das Tuch los, und der Candidat plätschert ins Wasserfäßchen hinab.

Alle. O! das ist scharmant.

Maximilian. Ich sehe im Geiste die Augen schon, die Wilhelm machen wird!

August. Und wie sich Ludwig, der Kluge, ärgern wird!

Fritz. Aber behutsam müßt ihr seyn, damit keins den Braten riecht.

Adolph. Dieses Spiel kann doch keine nachtheiligen Folgen haben?

Karl. Bewahre! Unser Lehrer hat das Buch unserm Vater angepriesen, worinnen ich

es

es gelesen habe. Jetzt wollen wir uns aber nicht länger bey der Vorrede aufhalten; denn wenn uns diese Beyde, ehe wir uns verständiget haben, überraschen, so wird aus diesem Vergnügen, wenigstens für heute, nichts. Unter den nöthigsten Rollen ist die erste: der Großmeister. Verzeihet, daß ich mir diese Rolle ausbitten muß. Ein andrer möchte sie nicht übernehmen können, weil dieser geradezu das ganze Spiel dirigiren muß. Nach ihm kommen die zwey Ritter, die das über die zwey Stühle gespannte Tuch festhalten. Vier andere müssen die Ehrenwache dieser beyden machen; und nun ist noch die Rolle dessen übrig, der den Candidaten vorbereitet. Das sind acht zu diesem Spiele nöthige Rollen, und so viel sind wir ihrer gerade auch. Die beyden Ritter, zu denen sich der neue setzen soll, dächte ich, wären ohnmaßgeblich Fritz und August. Ihr müßt aber den Augenblick genau wahrnehmen, daß ihr zuvor das Tuch recht gespannt und festhaltet, bis der sich beynahe gesetzt hat; dann aber, ehe man noch ein Nu aussprechen kann, müßt ihr auch schnell und gleich wieder

nachlassen, daß der Ritter, ehe er es sichs versieht, in das Wasserfaß hinabsinkt.

Maximilian. O! die Rolle dessen, der den neuen Ritter vorbereiten soll, den will ich machen. Verlaßt euch darauf, ich kenne die Kunst, treuherzig mit den Leuten umzugehen. Aber ich muß meine Rolle noch näher kennen lernen.

Karl. Du machst den jungen Rittern bekannt, daß dieser Orden von Wichtigkeit sey. Daß er, wenn er sich dem Ordensmeister zeige, und er ihn mit drey Schlägen auf seinem Rücken einweihe, von ihm auf einem Knie diese feyerliche Handlung anzunehmen habe. Nun bedarfs der Ehrenwache noch. Leopold, Adolph, Franz und Heinrich werden diese Rollen über sich nehmen müssen. Sie haben bey der ganzen Sache nichts weiter zu thun, als daß sie den heiligen Stuhl in zwey Reihen bewachen müssen.

Maximilian. Horcht! da kommen Walthers.

Karl. Ja, wirklich. Nun, wie ists? ihr wißt eure Funktionen doch alle?

Alle. Genau. Man kann sich auf uns verlassen. Wir wollen dann in das Zimmer daneben gehen.

(Walthers klopfen an, kommen herein, und werden mit allgemeiner Höflichkeit empfangen. Man thut allerhand Fragen an einander; beginnt mancherley Erzählungen, und wenn irgend ein kleiner Dispût entstehet, der oft wohlbedächtiger Weise veranlaßt wird, so wird Karl jedesmal zum Schiedsrichter aufgerufen. Karl macht durchweg den Ernsthaften.)

Karl, (nachdem er mehreremale befragt worden.) Aber Kinder! warum soll ich nun allemal entscheiden. Die lieben Walthers geben uns die Ehre ihres Besuchs zum erstenmal.

Maximilian. Deine Bescheidenheit, Freund Karl, macht dich uns nur um so schätzenswerther. Aber wir haben dich ein- für allemal als unsern Ordensmeister anerkannt.

Wilhelm. Was? Karl ein Ordensmeister?

Maximilian. Wir haben unter uns einen Orden, dessen Gesetze und Zweck uns aber

so heilig sind, daß wir sie für jeden Fremden als ein Geheimniß behandeln. Nur wer eingeweihet ist, kann und darf sie erfahren.

Ferdinand (zu seinem Bruder.) Schade, daß wir ihnen noch zu fremd sind.

Leopold. Das hat nichts zu bedeuten. Jeder Neuling war vorher fremd.

Ferdinand. O! das wäre schön, wenn wir daran Theil nehmen könnten.

Karl. Es würde sehr unhöflich, es würde ganz wider die Gastfreundschaft seyn, wenn wir ihren Wünschen nicht entgegen kommen wollten. Nur fürchte ich, daß sie sich ganz etwas anders darunter vorstellen, und ihre Idee zu groß davon machen werden.

Wilhelm. O! wenn sie Felkners unter sich aufgenommen haben, so bitten wir uns eine gleiche Ehre aus.

Karl. Nur, wie gesagt, stellen sie sich nichts Wichtigers davon vor, als es würklich ist. Sehen sie. Alles ist jetzt Ritter. Gehen wir in die Komödie, so sehen wir Ritterstücke; finden wir hier und da einen Roman, so sinds

Ritterromane; jüngst sogar, wissen sie? gab man in unserer Gegend ein Tournier. Da hatten wir denn den Gedanken, auch Ritter, wiewohl noch ganz kleine Ritter werden zu wollen, und wenigstens Ritter zu spielen, wenn wir auch noch keine sind. Wenn Andre Soldaten spielen, warum sollten wir nicht auch Ritter spielen dürfen?

Wilhelm. O! der Gedanke ist scharmant, süperbe, nicht wahr, mon cher frere?

Ludwig. Scharmant, süperbe mon cher frere!

Karl. Unsere Ritterkleider weichen zwar von den alten ab; sie werden aber auch noch so eingerichtet werden, wenn sich unsere Kasse nur etwas verstärkt haben wird.

Wilhelm. Auch sogar eine Kasse hat dieser Orden? Das ist doch alles, was man nur verlangen kann.

Karl. Der Eintritt kostet vier Groschen; dann aber, ist man aufgenommen, so kostet es nur monatlich einen Groschen.

Leopold. (vor sich) Das ist doch wahr, der Karl ist ein durchtriebner Spitzbube. Das plappert! als wenns gedruckt wäre. —

Wilhelm. O! hören sie, ich und mein Bruder wir zittern vor Begierde. Statt vier Groschen bey dem Eintritt geben wir acht Groschen.

Karl. Da werden sich die Armen vortrefflich dabey befinden.

Ludwig. Die Armen? Ich denke für die Herstellung besserer Ritterkleider ist die Kasse bestimmt? Was sollen die Armen bey uns?

Karl. Ey nicht doch! Die Armen gehören ganz vorzüglich in unsern Plan. Denn haben wir nicht Reisige und Waffenknechte nöthig?

Ludwig. Ah, da lasse ich mirs gefallen. Muß das Geld voraus bezahlt werden?

Maximilian. Versteht sich. Bey uns wenigstens war es so, und hier findet keine Ausnahme statt. Geradheit, Unpartheylichkeit und Biedersinn, das sind der Ritter erste Tugenden.

Wilhelm. Gut. So gebe ich von Grund meines Herzens meine Beysteuer.

Ludwig. Ich auch.

Karl. Franz Felkner ist unser Kassirer.

(Die beyden Walthers ziehen große Börsen, die voll angefüllt sind, heraus.)

Leopold. Mosjes! Sapperlot! ihr habt viel Geld! Gilt bey euch unsers Vaters Maxime ebenfalls, so müßt ihr außerordentlich viel arbeiten und fleißig seyn. Wir bekommen wenigstens von unserm Vater sonst keinen Kreuzer.

Ferdinand. O! wir haben solchen Plunder die schwere Menge.

(Adolph kassirt von den Beyden die versprochnen acht Groschen ein.)

Karl. Und nun soll sogleich die feyerliche Handlung beginnen. (Mit Pathos.) Auf denn, ihr Ritter! versammelt euch an der geweiheten Stelle. Und, ihr Ritter Maxmilian! bereitet sie gemächlich und gewissenhaft vor, die heute in unsern Bund treten wollen. Unterrichtet sie in ihren Pflichten. Ihr übrigen aber folgt mir!

(Maxmilian bleibt mit Walthers in dem nemlichen Zimmer, worinnen sie sich so eben befanden.

den. Die übrigen folgen Karln in das andre Zimmer, weil das größer ist.)

Maximilian. Ich habe ihn mit Freuden angenommen, den herrlichen Auftrag. Doch ihr, die ihr diesem Bunde einverleibt seyn wollet, erlaubt mir, daß ich mich entferne, und meinen ritterlichen Schmuck anlegen dürfe. (Geht in das Nebenzimmer.)

---

Karl war äußerst geschäftig, die Kleider der Ritter in Ordnung zu bringen. Er holte aus seiner Schwestern Kleiderschrank in größester Eil, alle Schürzen herbey. Diese müssen die Mäntel vorstellen. Runde Hüte haben sie alle; nun aber ist der Federschmuck nöthig. Dazu nehmen sie Federspulen und stecken solche auf. Statt der Degen nimmt einer eine Elle, einer eine Ofengabel, einer einen Rührlöffel ꝛc. Für die zwey neuen Ritter sind zwey kleine hölzerne Degen bestimmt. Karl hat sich seines Vaters Degen zugeeignet. Mit Korksstöpseln machen sie sich kleine niedliche Schnurrbärtchen. Um die zwey

Stühle

Stühle so zu verhängen, als wär ein dritter mittler Plaß zwischen ihnen, holt Karl ein großes weißes Betttuch und überhängt solche. Die beyden Ritter, Fritz und August nehmen ihre Plätze ein. Sie machen ihre Probe, ob es ihnen gelinge, und versuchen es so lange, bis das Tuch erst festgespannt genug, sodann mit einem nachläßt.

Karl. Nun fehlt uns das Beste noch. Das Wasserfäßchen wißt ihr doch? Und das können wir von niemand anders kriegen, als von der Köchin. Nur wärs besser, wenn Schwester Julchen da wäre, die würde mir gewiß behülflich dazu seyn. Mit mir ist es immer, wie es ist. Sie wird mir tausend Schwierigkeiten machen. Aber wenn ich sie nicht alle muthig überwinden könnte, Ritter! verdiente ich wohl euer Großmeister zu seyn? —

(Hanne, die Köchin, tritt so eben zur Stube herein.)

Karl. Ah, das ist gut, daß sie kam. Bringe sie uns ein kleines Fäßchen mit Wasser herein.

Hanne.

Hanne. (Brotzig.) Ich dachte, was anders; wüßte nicht, was sie damit machen sollten.

Karl. Das wird ihr eigentlich nicht viel angehen, zu was wir es brauchen. Ich will ihr es aber doch sagen, damit sie sich darnach richten kann. Wir haben heute eine Mondenfinsterniß. Nun weiß sie doch, wie vor einigen Monaten die Sonnenfinsterniß war, da beobachteten wir sie ebenfalls durch ein Fäßchen mit Wasser.

Hanne. Das weiß ich wohl. Aber jetzt, dächte ich, könnte doch keine Mondenfinsterniß seyn, es ist noch heller lichter Tag, ist kaum um vier Uhr.

Karl. Jetzt ist sie auch noch nicht. Aber muß das Wasser nicht äußerst still seyn, darf es nur im mindesten schaukeln? Sie weiß doch noch, wie letzt der Vater verdrüßlich war.

Hanne. Ja, wenn es so ist, so lasse ich mirs gefallen. (Geht. Alle lachen und wundern sich über Karls listigen Einfall. Sie kömmt sogleich wieder, und bringt das Fäßchen mit Wasser. Das Fäßchen wird an Ort und Stelle gebracht. Maximilian geht ab, die Rittercandidaten

ten vorzubereiten. Dieser vollzieht nach gegebener Vorschrift seinen Auftrag. Karl giebt sein Zeichen, worauf Maxmilian mit Ludwig erscheint. Wilhelm bleibt noch im Nebenzimmer. Karl, als Großmeister, ist mit seines Vaters Degen umgürtet, und hat einen großen Folianten in der Hand.)

Karl (mit pathetischem Anstand.) Es ist von euch zu uns erschollen, daß ihr wünschet in unserm Orden aufgenommen zu werden. Ueberzeugt, daß ihr von der Würde gehörig vorbereitet seyd, und den festen Entschluß gefaßt habt, zu seyn, was wir sind, lege ich euch mit Kurzen die Pflichten des Ordens nochmals vor. Die erste derselben ist: unschuldig selbst zu seyn, und die Unschuld stets zu beschützen, ihr findet sie, wo ihr sie wollet, im Pallast oder in der Hütte. Tapferkeit müsse euern Körper zieren und euern Arm stärken. Dazu wird euch die Mäßigkeit heilsam seyn, die überhaupt die Mutter jeder Tugend ist. Zu diesem allen kommt noch eine der herrlichsten Eigenschaften, die Verschwiegenheit. Ehe müßt ihr euer Leben opfern, ehe ihr diese beleidiget. Was

ihr hier sehet, was ihr höret, wozu man euch auffordert, davon dürft ihr keine Sylbe verrathen; alles, was euch offenbar worden, sey euch nur offenbar, und allen Uebrigen ein Geheimniß. Wollet ihr das uns angeloben, so küßt das Buch, das unsere Gesetze enthält, und worinn ihr nachlesen, und worüber ihr dann nachdenken könnet. So laßt euch denn auf eure Knie nieder, und empfangt den feyerlichen Ritterschlag.

(Wilhelm läßt sich auf ein Knie nieder, und küßt das Buch. Karl theilt ihm mit bloßer Klinge drey leise Schläge auf den Rücken mit.)

Karl. So seyd denn unserm Orden willkommen. (Setzt ihm den Hut auf, bindet ihm den Mantel (die Schürze) um, und umgürtet ihn mit einem der vor ihm liegenden hölzernen Degen.) Wünscht ihm Glück, ihr Ritter! Und nun kommt, Ritter Wilhelm! und nehmt eure Ehrenstelle zwischen unsern Aeltesten ein.

(Er führt ihn nach dem bedeckten Sitz.)

Wilhelm. O! ich bitte ganz gehorsamst, diese Ehre ist mir zu groß, zu unerwartet.

**Karl.** Ihr habt die Probe bestanden, nehmt, weil wir es wollen, und euch dessen würdig finden, diese Ehrenstelle ein.

**Ludwig.** Nun, weil sie es denn einmal so haben wollen. (Indem er sich setzen will, lassen die Beyden zwar los, aber zu spät, weil Wilhelm nochmals complimentiren will, schnell aufsteht, und das Tuch sinkt.)

**Wilhelm.** (das Fäßchen entdeckend) Ha, was ist das? Wie, wenn ich nun in das Wasser gefallen wäre? Sehen sie denn nicht, daß ich neue Beinkleider und einen neuen Frack anhabe.

**Karl.** (sogleich mit aller Gegenwart des Geistes) Ja, dann, wenn sie sich zum Niedersetzen hätten gelüsten lassen, so wären sie ausgelacht, aber nicht Ritter geworden.

**Wilhelm.** Nun das will ich mir noch gefallen lassen. Ich dachte wirklich sie wollten mich zum Besten haben, und das hätte ich mir verbitten müssen. Bedenken sie nur meinen neuen Frack, meine neuen Beinkleider! Die Mama kaufte das ganze Stück, damit niemand weiter in der Stadt ein gleiches tragen sollte.

Karl. Ey, ey, wo denken sie hin! Nein, so sehr würden wir uns nie vergessen haben, besonders da wir die Ehre ihrer Gesellschaft zum erstenmal genüßen. Das ist wahr, so schöne Beinkleider, einen so schönen Frack haben wir in unserm Leben nicht gesehen.

Wilhelm. Ja, die Mama sagt es auch, man müsse sich wenigstens mit etwas auszeichnen, um einen Vorzug vorm Pöbel zu haben.

Maxmilian. Und da hat die Mama recht, vollkommen recht.

Adolph. Aber ich dächte, wie ich hierher zu ihnen gieng, so hätte mir ein Schneidergeselle begegnet, der von dem nemlichen Zeuge einen Frack getragen hätte.

Wilhelm. Wie? wissen sie das gewiß? Hören sie, das muß ich der Mama sagen, Morgen des Tages läßt sie alle Schneidergesellen zusammenkommen, und zieht dem das Kleid aus, der es sich zu tragen untersteht.

Fritz. (vor sich) Potz Gecken und kein Ende!

Karl. Aber Apropos, wer frisirt sie denn?

Wilhelm. Nicht wahr, meine Frisur scharmirt sie? Aber bedenken sie auch, eine ganze Stunde habe ich sitzen müssen. Da mußte ein Härchen wie das andre liegen. Monsieur Blainville ist der erste Friseur in der Schöpfung. Freylich er ist auch theuer. Aber wenn er das nicht wäre, jeder gemeine Pöbel würde sich von ihm frisiren lassen wollen.

Franz. (zu August heimlich) Hör, das kann ich bald nicht mehr aushalten; spricht er das Wort Pöbel noch einmal, in dem Verstande genommen, aus, so fahr ich ihm in die Haare, und will sie ihn so herrlich zerzauseln, daß der Monsieur Blainville sein blaues Wunder morgen daran ersehen soll.

Karl. Wenn es nicht zu viel gefragt wäre, Monsieur Walther, so möchte ich doch wohl wissen, wie viel Monsieur Blainville viertheiljähriges Frisirgeld von ihnen bekäme?

Wilhelm. Wir sind ihrer drey, die er täglich frisirt, und dafür bekömmt er viertheiljährig dreyßig Thaler.

Karl. Nicht wahr, Magister Heumann ist ihr Lehrer?

Wilhelm. Ja.

Karl. Nun, der muß erst einen schönen Thaler Geld von ihnen bekommen. Er ist, wie unser Vater sagt, ein vortrefflicher Mann.

Wilhelm. Je nun, so viel ich weiß, bekömmt er monatlich sechs Thaler.

Karl. Das sind jährlich 72 Thaler? Und der Friseur jährlich 120?

Wilhelm. Ja, aber überlegen sie nur. Lehrer kann man ja alle Augenblicke so viel bekommen, als man nur will; aber die Blainvilles sind rar. Der Mann sagte jüngst, Magister Heumann wäre mit funfzig Thalern über und über bezahlt. Zwey und zwanzig Thaler wären gleichsam ein Allmosen, das wir ihm aus Generosität geben.

Maxmilian. O du heilige Einfalt!

Wilhelm. Aber sie hießen mich vorhin Monsieur. Ist das so bey ihnen mode?

Maxmilian. So eigentlich nicht. Aber wenn sie vorhin den Blainville Monsieur nenneten,

ten, so dächte ich doch, daß es für sie keine Beleidigung seyn dürfte.

Wilhelm. Je nun, er ist doch nur ein Friseur. Die Mama kann das Wort Monsieur durchaus nicht leiden. Sie meynt, es könne jetzt gar nichts mehr gelten, weil die Franzosen, da sie sonst galante Leute aber jetzt nur vernünftige wären, sich ganz zu ihrem Nachtheil umgeändert hätten.

Karl. Wie nennt man sie denn zu Hause?

Ludwig. Wir werden von Allen Herr genannt.

Franz. Nein, nun kann ich unmöglich länger an mich halten. Wissen sie was? Das muß eigentlich sehr abentheuerlich klingen. Wir sind Kinder, und das können unmöglich Herren seyn. Wer mich so nennen würde, der, glaubte ich, und das mit Recht, wolle mich zum Besten haben. Uns gehört weiter nichts, als Fritz, Hans, Gürge, oder wie wir heißen, und damit Holla! Schon der Mosje ist zu viel. Aber ein Herr von zehn, zwölf Jahren, nun das kann nirgends als im Reich der Paviane gelten.

Wilhelm. (zu Karln ganz leise) O hören sie nur den Unverstand; einen größern Grobian habe ich in meinem Leben nicht gesehen.

Fritz (hat das gehört) Wie Jüngelchen! Wir haben deinen Sottisen zeither mit der größesten Langmuth zugehört, und du wirst immer dreuster, nennst den einen Grobian, der dir die Wahrheit sagt, und noch viel zu höflich gegen dich war.

Karl. Still! Still! Mäßigung ist so gut wie Mäßigkeit unsere Ordenspflicht. Ritter Maxmilian gehet, und bringt uns Ludwig Walthern, daß er ebenfalls in unsern Orden seinen Wünschen gemäß, aufgenommen werde.

Maxmilian. Ich folge, und bringe ihn euch sogleich zu. (Geht ab. Karl und die übrigen bringen alles, vorzüglich die Stühle wieder in Ordnung, damit nichts im Voraus zu entdecken sey. Nach einer kurzen Zeit bringt Maxmilian Ludwig Walthern.)

(Karl begrüßt und empfängt ihn; bedient sich der nemlichen Rede wie bey Wilhelm, und vollendet die ganze Handlung gerade wie vorher. Ludwig

wig blickt bald da, bald dorthin, aber die übrigen stellen sich immer so, daß er nichts entdecken kann. Er geht endlich geduldig und ohne den mindesten Argwohn nach den bedeckten Stühlen hin, und im Augenblick, da er den Stuhl einnehmen will, lassen die beyden los, und Ludwig fällt wirklich in das Wasserfaß.) Das Wasser läuft in der Stube umher. Wilhelm lacht seinen Bruder aus. Ludwigs Kleider sind naß, seine Frisur ist eingerissen. Er ist äußerst unwillig, und bedient sich mancher harten Ausdrücke. Alle heben Ludwig auf, trocknen ihn mit Tüchern ab, entschuldigen sich. Natürlicher Weise hat der ganze Auftritt vielen Lermen verursacht, der auch Hannen, die Köchin, herbey gezogen hat. Wie sie in die Stube tritt, stemmt sie die beyden Arme unter:

„Je was der Tausend ist das für ein Specktackel! Eine saubere Wirthschaft! Hab ich es nicht gleich geahndet? Aber warten sie nur, Karl, niemand ist daran Schuld, als sie; ich werde es dem Vater sagen.

Karl. Nunu; ereifere sie sich nur nicht gar so sehr.

Hanne. Machen mir da von der Mondfinsterniß weiß, und suchen mich dadurch zu übertölpeln! Glaub es auch, ich einfältiges Mädchen.

Karl. Jetzt wird weiter kein Specktakel gemacht, sie wischt auf.

Hanne. Werde ich nicht aufwischen. Nein, nein; ihr Herr Vater solls wissen.

Karl. Dann nehme sie es aber auch auf sich, wenn das Wasser in die untere Stube lauft, und Verdruß macht. Jetzt ist das noch zu vermeiden, und wenn das nicht geschieht, so ist sie allein Schuld. Alles, alles erzähle ich dann dem Vater, und es wird sich ausweisen.

Hanne (brummt vor sich und geht, kommt aber sogleich wieder, das Wasser aufzuwischen.)

Ferdinand. (trit herein, und wird die Unordnung gewahr die überall herrscht.) Ah willkommen! Daß ich das Vergnügen nicht eher genüßen konnte, bey ihnen zu seyn, daran war der Auftrag meines Vaters Schuld, den ich erst besorgen mußte. Aber, wie kömmts, ich werde in allen ihren Gesichtern eine gewisse Unruhe gewahr,

wahr, es herrscht im ganzen Zimmer eine Unordnung, die ich noch nie fand?

Karl. Vetterchen, ich will dir nur die reine Wahrheit sagen. Da las ich denn gestern in einem Buche von einem Spiele, das ich noch nicht kannte. Ich merkte mirs, und da du gerade nicht da warst, und uns die Zeit so lang wurde, so machten wir einen Versuch damit. Aber das ist ein meschantes Spiel!

Ferdinand. Und wie heißt denn das Spiel?

Karl. Das Ritterschlagen.

Ferdinand. Und in welchem Buche fandst du es?

Karl. In Herrn Gutsmuths Spielen für die Jugend.

Ferdinand. Ich kenne das Buch nicht. Erzähle mir den Inhalt des Spiels.

Karl (erzählt ihn.)

Ferdinand. Und das hätte Karl nicht überlegen können, daß das wenigstens kein Spiel sey, das man in einem Zimmer spielen könne? Hätte nicht überlegt, daß der, so zwischen den

beyden Rittern zu sitzen kömmt, wenn er nicht vorher unterrichtet ist, schlechterdings in das Fäßchen mit Wasser fallen muß; ihm hätte es nicht gleich beyfallen sollen, daß bey dieser Gelegenheit das Faß umgestoßen werden und die Stube schwimmen muß; hätte nicht voraussehen können, daß dessen Kleider, den dieses Unglück trifft, verdorben werden können — und wenn er das überlegt hätte, und das hat er gewiß, wie würde er dann wohl auf den Einfall haben kommen können, es in unserer Geschellschaft vorzuschlagen?

Ludwig. Nicht wahr, wo man die Leute zum erstenmale besucht? Und, sehen sie nur, wie ich aussehe; über und über pfützemadennaß. Und meine Frisur — Ach, wenn ich der Mama nur nicht unter die Augen kommen darf! Sie vergiebt mir es wohl, wenn ich auch in acht Tagen keine meiner Lectionen ordentlich kann; aber sie ist unversöhnlich, wenn ich nur die geringste Locke ruinire, geschweige denn den ganzen Kopf. Und sehen sie nur wie ich aussehe; kein Härchen liegt mehr, wie vorhin.

Ferdinand. Sie sind zu bedauern. Indessen, da das Wasser rein ist, so wirds wohl keine Flecke geben — und bis zu Abend bleiben sie dann, vielleicht bemerkts die Mama nicht so scharf, als wenn sie jetzt nach Hause kämen. Nun aber, Karl! mit dir ein Wörtchen. (Zieht ihn auf die Seite) Sage nur, wie du dir es beykommen lassen konntest, dieses Spiel vorzuschlagen.

Karl. Sieh, ich will dirs sagen, wie das zugegangen ist. Die beyden Walthers sind dir unausstehliche Menschen. Nur ein Stündchen mit ihnen, und du wirst sie genug haben. Der älteste ist dir abscheulich dumm, aber dabey schrecklich eitel und hoffärtig. Der Jüngere will aller Welt Weisheit besitzen, und sieht uns alle über die Achsel an. Da sollten sie nun ein kleines Notabene bekommen, und ich hielt das gewählte Mittel für das beste, um auf sie so viel zu wirken, daß sie sich entweder bessern oder uns ins künftige mit ihrem Besuche verschont lassen sollten.

Ferdinand. Deine Vertheidigung kann dich nicht völlig entschuldigen. Denn, wem habt ihr wohl am meisten geschadet? Deines Vaters

Stube

Stube ist naß, sein kränklicher Körper kann auch die kleinste Feuchtigkeit nicht vertragen. Wenn er nach Hause kommen wird, so muß ihm das auffallen, und es muß ihm allerdings empfindlich seyn. Da machst du ihm und dir Verdruß. Noch nicht genug! Kommen Walthers nach Hause, so kanns nicht fehlen, daß man sie fragen wird. Sie werden nicht schweigen. Gelegentlich spricht ihre Mutter oder Vater mit einem von deinen Eltern, und der Verdruß wird vielleicht größer, als du dir es jetzt einbildest.

Karl. Ferdinand! nun wollte ich freylich, wir hätten es nicht gethan. Daß sich meine Eltern darüber ärgern können, das thut mir außerordentlich leid. Wenn wir es nur dem guten Vater wenigstens auf irgend eine Weise beybringen könnten.

Ferdinand. Wenn ich wüßte, daß deine Reue aufrichtig wäre, so könnte ich dich wohl aus deiner Unruhe reißen.

Karl. O gutes Vetterchen! thue das. Ich bitte dich recht sehr darum.

Fer-

Ferdinand. Dein Vater hat mich so eben zu euch geschickt. Er kömmt nebst deiner Mutter vor zehn Uhr dieses Abends nicht nach Hause. Ich soll indessen an seiner Stelle über euch Aufseher seyn. Die Köchin soll uns mit kalter Küche bewirthen, dazu habe ich von deiner Mutter die Ordre und habe auch die Schlüssel, die ich ihr aber, wenn wir gegessen haben, wieder zubringen soll. — In so weit wärst du aus deiner Verlegenheit in Hinsicht deiner selbst; aber was fangen wir nun mit Walthers an?

Karl. Da wollte ich wetten, das soll besser gehen, als wir glaubten. Jetzt haben wir sie beleidiget; aber nun wollen wir ihnen schmeicheln, sie durch Ueberhöflichkeiten zu gewinnen suchen.

Ferdinand. Nun sieh, wie weit du mit ihnen kommst.

Karl. Aber du bleibst doch bey uns, und giebst uns wie gewöhnlich, wenn der Vater nicht bey uns ist, unsere Spiele an?

Ferdinand. Gern, Jetzt mache nur, daß du mit Walthers dich ausgleichest; sieh, sie nehmen ihre Hüte schon; wollen vielleicht fort.

Karl. (eilt ihnen entgegen) Je, meine Herren! wo wollen sie denn hin?

Wilhelm. Wir wollen nach Hause.

Karl. O nein, das dürfen sie noch nicht. Sie haben uns ja kaum eine Stunde die Ehre ihres Besuchs gewürdiget.

Ludwig. Besser für uns, wir wären gar zu Hause geblieben.

Karl. Ach, sie finden sich beleidigt! das kränkt mich aufrichtig. So sollte es nicht kommen, das versichere ich sie. Ihr Herr Bruder fand sich so glücklich, und von ihnen, da wir wissen, wie weit sie ihn an Geisteskräften und Klugheit übertreffen, konnten wir im mindesten nicht erwarten, daß sie dieses Ungemach treffen könne.

Ludwig. Sie wollen sich nur ausreden, das höre ich wohl. Das wär mir ein drolligtes Spiel, wo die Dümmsten die klügsten Rollen spielen könnten. Nein, das hätten wir nicht gedacht. Man sagt es in der ganzen Stadt, daß

Herrn

Herrn Werners Kinder sich am besten in geselligen Spielen zu unterhalten wissen sollen; leider aber sind wir so unglücklich gewesen, vom Gegentheile überführt worden zu seyn.

Ferdinand. Erlauben sie mir eine Bitte. Wahr ist es, Karl hat allerdings einen sehr großen Fehler begangen. Aber daran hat seine Unbesonnenheit die größeste Schuld. Er hat ihnen ein Vergnügen machen wollen; aber er vergriff sich in der Wahl, und die Folgen, die er nun vor Augen sieht, bringen ihn zur bittersten Reue. Haben sie die Güte, und bleiben sie bey uns. Sie sollen sehen, wie wir alles anwenden werden, ihnen die Zeit auf das angenehmste zu vertreiben. Ich gehe zu ihren lieben Eltern und bitte, daß sie diesen ganzen Abend bey uns bleiben dürfen. Alle unsere vergnügende Spiele stehen ihnen zu Diensten, und sie sollen bey jeder Viertheilstunde sagen, daß sie uns anders gefunden haben, als sie anfangs dachten.

Ludwig. Das ist wahr, sie sind ein ganz allerliebstes Männchen. Wer könnte ihnen etwas abschlagen! moncherfrere, wie meynst du?

Wilhelm. Meinetwegen, mir ist alles recht. Ich bin nicht ins Wasserfäßchen gefallen.

Ferdinand. Ah! das hätten sie nicht thun, nicht aufs neue ins Feuer stören sollen.

Ludwig. Wohlan! Ich will mir es gefallen lassen, will vergessen und vergeben.

Ferdinand. O, das ist schön! Wollen auch diesen Abend bey uns bleiben?

Wilhelm. Wenn es unsere Eltern erlauben, von Herzen gern.

Ferdinand. Ich will gehen und mir diese Erlaubniß holen.

Wilhelm. Unsere Eltern werden es ihnen gewiß nicht abschlagen.

Ferdinand. Und nun die Versöhnung erst noch, ehe ich gehe. Das wird meinen Muth stärken, meine Bitten an ihre Eltern um so eindringlicher zu machen.

Ludwig. Ich bin längst versöhnt, besonders da sie mich versicherten, daß ich mehr aus Unbesonnenheit als mit allem Fleiß und reiflicher Ueberlegung beleidiget worden sey.

(Ludwig und Karl umarmen und küssen sich.)

Fritz. (heimlich zu Adolph) Das war doch ein guter Zug von Walthern.

Adolph. Wärs Wilhelm gewesen, da waren wir noch nicht so weit. Der scheint, nach seinem vorigen höhnischen Ausdrucke zu urtheilen, eben so tückisch, als dumm zu seyn.

Karl. (zu Leopold) Dem Himmel seys gedankt, daß das noch so ablief, ich war in einer jämmerlichen Verlegenheit.

Ferdinand. Ah, siehe da; nun erhält unser Zirkel gleichsam ein neues Leben. Unsre Schwestern, Mühmchen und Freundinnen kommen nach gerade auch.

Wilhelm. Ja, wo hübsche Mädchen sind, da bin ich vorzüglich gern.

(Röschen, Friederickchen, Julchen, Luise und Christelchen kommen, und werden empfangen. Sodann empfiehlt sich Ferdinand, und entlediget sich seines Auftrags. Die Mädchen

erzählen unterdessen, wie sie sich auf ihrem Spatziergang ergötzt haben.)

Fritz. (am Fenster vor sich stehend) Ferdinand bleibt immer lang genug aus, es ist doch nicht so weit von uns, wo Walthers wohnen.

Leopold. Kömmt er noch nicht? Es ist einem doch gerade, als wenn das Beste fehlte, wenn er nur einige Augenblicke nicht unter uns ist. Meist geschehen da auch immer die dummen Streiche am ersten, sobald er den Rücken gewendet hat.

Fritz. Doch still! da kömmt er schon um die Ecke herum. Es muß ihm geglückt seyn, er sieht lustig und fröhlich aus.

Leopold. Jetzt steht der Hut recht fidel auf seinem Kopf.

(Ferdinand kömmt.)

Wilhelm. Nun wie ists?

Ferdinand. Alles gut, recht sehr gut. Ihre lieben Eltern gaben ohne Bedenken, nachdem

dem ich ihnen gesagt hatte, wer in unsrer Gesellschaft alles sey, ihre Erlaubniß. Sie können nun bis gegen zehn bey uns bleiben. Nach neun soll ihr Bedienter aber da seyn, um nicht zu fehlen, wenn sie früher nach Hause wünschten.

Wilhelm. Ich danke ihnen außerordentlich, und bin sehr vergnügt, daß ich so lang in ihrer Gesellschaft bleiben darf.

Die Mädchen alle umringen Ferdinanden, und rufen ihm zu: Nun nur auscomplimentirt. Wir brennen vor Begierde ein Spielchen zu machen.

Ferdinand. Das soll denn auch gleich geschehen. Wir wollen erst ein bekanntes spielen. Dann bring ich ein neues zu Markt.

Röschen. Ich dächte das Frag- und Antwortspiel wäre am schicklichsten?

Ferdinand. Das ist auch wahr. Da haben wir tausenderley Stoff zu den mannichfaltigsten Abwechslungen.

Wilhelm und Ludwig. (zugleich) Das ist gut, dieses Spiel kennen wir auch.

Ferdinand. So wollen wir losen, wer anfängt.

(Sie losen.)

Fritz. Ich habe das Loos, ich fange an.

---

# V.

# Das Frag- und Antwort-Spiel.

## Die Personen sind die nemlichen des vorigen Besuchs.

Fritz. Mir ist also die Ehre wiederfahren, den Fragenden zum erstenmal zu machen.

Ferdinand. Zuvor haben wir noch etwas in Ordnung zu bringen. Die Mannspersonen sitzen jetzt bey einander. So auch die Frauenzimmer. Das geht nicht an, es muß bunte Reihe werden. Gefällt meine Anordnung, so belieben sie, wie ich sie alsdenn nennen werde, ihre Plätze einzunehmen. Ich und mein Bruder Leopold nehmen Julchen in die Mitte. (Er überzählt die ganze Gesellschaft.)

Ludwig (flüstert seinem Bruder zu) Viel Lebensart haben die Kinder doch nicht, sie würden uns gewiß als Fremde die Ehre angethan haben, uns zuerst zu nennen.

 Leopold.

Ferdinand (sieht es ihnen an den Augen an, was sie sagten, und benimmt ihnen ihren Wahn.) Nun bin ich erst fertig. Wir sind zehn Knaben; der Mädchen aber sind nur fünf. Meines unmaßgeblichen Erachtens würde es am besten seyn, wenn zwey und zwey Knaben ein Mädchen in ihre Mitte nehmen wollten. Und dann würde ich die Reihe so am besten finden: Erstlich die Herren Walther senior und junior nehmen Christelchen in die Mitte; dann folgt Heinrich, Röschen und Karl. Alsdann kommen Adolph, Luise und August; sodann Franz, Friederickchen und Maxmilian, und zuletzt machen Julchen und Leopold und ich den Beschluß. Fritz bleibt, wie natürlich, überley, setzt sich dann aber an den Platz dessen, der abgelöset wird. Nun kannst du deine Rolle übernehmen, wenn anders die Gesellschaft es so zufrieden ist.

(Alle bezeigen ihre Zufriedenheit, und loben ihr Plätzchen.)

Fritz. Ich werde nun im Zirkel herumgehen, ohne jedoch allemal Rücksicht zu nehmen, ob ich in der Reihe bleibe oder nicht. So wie ich

ich aber frage, und erhalte nicht auch im nemlichen Augenblick die Antwort, so ist die Strafe da, und man muß ein Pfand geben.

Röschen. O! wenn weiter dabey nichts vorkommen soll, als daß man gleich antworten muß, so wirst du, armes Fritzchen! blutwenig Pfänder einsammeln.

Fritz. Ja; aber hast du es denn verhört, daß ich im Augenblick, wie ich ausgefragt habe, die Antwort bekommen muß?

Christelchen. (zu ihren Nachbaren) O! das wollen wir schon machen. Man müßte das Mäulchen zu Hause gelassen haben, wenn man nicht wenigstens im Augenblick etwas zu antworten wüßte. Was sagen sie dazu, meine schönen Herrn?

Ludwig. Das sind leichte Dinge.

Wilhelm. Ich beantworte in einer Stunde tausend Fragen.

Adolph. (zu Luisen ganz leise) Ey! ist das ein Windbeutel! Das wären in einer Minute wenigstens sechzehn Antworten.

 Fritz.

Fritz. Ja; ich bedinge mir es aber vorzüglich aus, daß die Antworten schicklich seyn müssen.

Ludwig. Das möchte doch wohl ein bischen schwerer seyn!

Adolph. (vor sich) Ah, der zieht nun schon gelindere Saiten auf.

Wilhelm. Wer sogleich eine solche Schlafmütze ist, wie du. Es braucht ja nichts, als nur ein kleines bischen Mutterwitz dazu.

Fritz. Da haben sie recht. (zu Wilhelm) Was haben sie für einen Wahlspruch?

Wilhelm. Meinen Wahlspruch?

Fritz. Sie fragen erst, und geben nicht sogleich eine Antwort? Sehen sie, ich kann ihnen nicht helfen, sie müssen ein Pfand geben.

Wilhelm. Was das aber auch für eine Frage war.

Fritz. Unwichtig, glaube ich, ist sie eben so wenig, als unnöthig. Welcher Mensch hat nicht seinen Wahlspruch?

Alle. Richtig! und nun giebt Herr Walther senior das erste Pfand.

Ludwig. Wie du nun auch bist! — Immer vorne mit dem Mäulchen weg, und dann blamirst du dich hinterher.

(Wilhelm giebt sein Pfand.)

Fritz. (zu Christelchen) Was hat die Kaiserin von Rußland zu allerletzt für ein Kleid getragen?

Christelchen. Ihr Sterbekleid.

Alle. Das war eine brave Antwort.

Fritz. Und ich bekam kein Pfand. (zu Ludwig) Aber ist der Bart oder der Mann zuerst auf der Welt gewesen?

Ludwig. Natürlicher Weise der Mann.

Fritz. Ein Pfand! ein Pfand!

Ludwig. Ey, das kann ich nicht begreifen.

Fritz. Nicht? — Nun so geben sie ihr Pfand nur erst, dann will ich es ihnen sagen.

Ludwig giebt sein Pfand.

Fritz. Hat der Ziegenbock nicht auch einen Bart?

Ludwig. Richtig!

Fritz. Und schuf Gott nicht, da er die Welt bildete, die Thiere eher wie den Menschen? Was sie in der Bibel nachlesen können.

Ludwig. Ah! so war das also gemeint? Nun seh ichs ein.

Fritz. (zu Heinrich) Wie viel ist siebenmal 9 mal 3? Herr Reformator?

Heinrich. Gerade so viel, als 63 mal 3.

Fritz. Das war schlimm! Ich glaubte wirklich ein Pfand von dir zu bekommen.

Adolph. Ja, die Aufgabe ist ihm noch aus Schummels Kinderspielen erinnerlich gewesen.

Fritz. Nun Röschen, wenn du immer thun könntest, was du wolltest, was machtest du wohl?

Röschen. Ich machte allen Menschen ein Fenster ins Herz.

Ferdinand. Das hat sie gut gemacht! Vermuthlich, weil sie selbst so gut und so treuherzig ist.

Fritz. Schon fünf Fragen gethan, und erst zwey Pfänder bekommen, das wird nicht gut gehen; ich werde anders ausholen müssen.

Karl. Nun wäre die Reihe an mir?

Fritz. Ja; wenn ich in der Reihe bleibe. Also.

Karl. (ihn unterbrechend) Nun exempli gratia?

Fritz. (zu August) Du, was hat die Zwiebel für eine Aehnlichkeit mit einer Satyre.

August. Vermuthlich, weil sie beyde zu beißen pflegen.

Fritz. Schon wieder kein Pfand? Ich muß zu bekannte Fragen gethan haben. Karl! sage mir, was verliert sich auf der Welt nicht.

Karl. Was sich festhalten läßt,

Fritz. Das war freylich eine Antwort; aber —

Ferdinand. Folglich ist sie nicht sonderlich witzig, doch ist sie schicklich. Karl ist also auch pfandfrey.

Röschen. Wißt ihr, wie ich geantwortet hätte?

Fritz. Nun?

Röschen. Leutchen, wie du — denn Unkraut, sagt man im gemeinen Leben, verliert sich nicht.

Friz. Das dacht ich gleich, daß du so etwas auf dem Herzen hättest.

Röschen. Es ist gut, daß ich durchbin; denn ganz gewiß hätte er mich nun um ein Pfand gebracht.

Friz. Nun Luischen, woher kam die erste Chocolade?

Luise. Franz Dracke brachte sie nach Europa.

Friz. Ha! Endlich bekomme ich doch wieder ein Pfand.

Luise. Ach, ich habe mich versprochen.

Friz. Das kann alles nicht helfen. Ein Pfand, ein Pfand.

Karl. Die hat sich pfiffig aus der Schlinge ziehen wollen. Wird sie sich nicht versprochen haben!

Luise. Brüderchen, glaube mir nicht, daß ich es wie du mache. Aber ich will dich aufs Mäulchen schlagen. Franz Dracke brachte zwar 1586 die ersten Kartoffeln nach Europa. In Deutschland wurden sie um 1650 bekannt. — Aber 1520 brachte ein Spanier die Chocolade aus

Mexiko

Mexiko nach Europa — wißt ihr nun, woher die Chocolade kam?

Fritz. Luischen ist zwar nicht frey von der Strafe zu sprechen, weil es Gesetz ist, im Augenblick der Frage eine treffende Antwort zu geben; aber sie verdient unsern Dank, daß sie manchem von uns, das, was er noch nicht wußte, bekannt machte. Nun Franz! wir müssen uns etwas Gelehrtes fragen. Was ist ein Gemälde?

Franz. Eine falsche Wahrheit.

Fritz. Der Herr Philosoph hat richtig geantwortet. Aber Maxmilian! was ist dein Wahlspruch?

Maxmilian. Mit Vielen theile deine Freuden, Mit Allen Munterkeit und Scherz; Mit wenig Edeln deine Leiden, Mit Auserwählten nur dein Herz.

Alle. O das ist schön! das ist das Beste von Allen.

Wilhem. Das muß ich gestehen, das ist ein Wahlspruch der mir gefällt.

Ludwig.

Ludwig. Es ist ein Verschen in ein Stammbuch, das muß ich mir merken, wie wars?

(Maximilian wiederholt es.)

Wilhelm. Nun kann ichs.

Fritz. Friederickchen, wer erfand das Spinnrad?

Friederickchen. Ach du böser Mensch! da hast du nur gleich mein Pfand, du wußtest es lang, daß ich dir diese Frage nicht beantworten konnte. (Giebt ihm ein Pfand.) Aber umsonst will ichs nicht gegeben haben, du wirst nun so gut seyn, und mir es sagen.

Fritz (stottert und sinnt.)

Die Mädchen alle. Wie? der fragt, und weiß es selber nicht? Haben wir den saubern Zeisig erwischt? Lieber Ferdinand! Wir klagen ihn bey dir an, entscheide und fälle ihm sein Urtheil.

Ferdinand. Das ist wirklich ein unvorhergesehener Fall.

Fritz. Der Name dessen sowohl, der es zuerst erfand, als auch der Ort schwebt mir auf

der Junge, und fällt mir doch nicht wieder bey. Im Augenblick, wo ich fragte, wußte ich Beydes.

Ferdinand. Das entschuldiget doch nicht. Schon deine Flatterhaftigkeit ist straffällig. Hättest du deine Gedanken blos auf deine Fragen gerichtet, so hätte dir das nicht wiederfahren können. Jetzt giebst du ein Pfand, und bist von deinem Aemtchen abgesetzt. Ist die Gesellschaft mit meinem Urtheil zufrieden?

Alle. Ja. Er hat es verdient.

Leopold. (vor sich) Fritz macht ein finstres Gesicht darüber? Das ist ja eine Strafe, die mehr als Wohlthat noch ist. Kömmt die Reihe an mich, da bringe ich in der zweyten Frage schon etwas, was ich nicht weiß, und ich bin los. (Gähnt) Wenn man auch nur nicht antworten dürfte.

(Fritz will sich setzen.)

Ferdinand. Man wartet, ehe man sich setzt, bis der Nachfolger erwählt ist. Wir greifen nach neuen Loosen.

Leopold. Wenn mich das Loos nur nicht trifft.

(Sie loosen. Und Maxmilian kömmt an das Fragen. Fritz nimmt dessen Platz ein.)

Julchen. Das ist schön, daß das Loos Maxmilian getroffen, der wird gewiß manches Späßchen machen.

Maxmilian. Lassen sie sehen, ob sie werden recht haben. Ach liebes Julchen, sage mir doch: was habe ich vor Augen?

Julchen. Nunu! da müßte ich blind seyn, wenn ich darauf nicht antworten könnte. Schwarze, schöne, große schwarze Augen hast du.

Maxmilian. Du giebst ein Pfand.

Julchen. Was? Ich ein Pfand. Max, bist du gescheut?

Maxmilian. Hilft nichts; du giebst ein Pfand.

Julchen. Entweder ich selbst habe keine Augen im Kopfe, oder — Aber ich frage die ganze Gesellschaft, sehen sie ihn alle an, wer wirds anders sagen können, als daß du schwarze Augen hast?

Alle. Richtig! so viel wir sehen können.

Maxmilian. Und doch giebt sie ein Pfand. Drollichtes Mädchen, habe ich denn gefragt: was für Augen ich habe? Fragte ich nicht: Was habe ich vor Augen? und ich sah dich starr dazu an. Da hatte ich dich doch vor meinen Augen. Siehst du es nun ein?

Julchen. Je, du Schalk!

Röschen. Ey, ey! Maxmilian wird uns zu schaffen machen. Da muß man nicht nur auf die Frage selbst, sondern auch auf jedes Wort, jede Sylbe ganz genau Acht geben.

Fritz. Ja, das kann nun nichts helfen. (Wendet sich zu Röschen) Sag Röschen; wer mag das wohl seyn — der andern Gruben gräbt und fällt dann selbst hinein?

Röschen. Haha! das ist wieder so ein Scherwenzelchen!

Maxmilian. Wie, ein Scherwenzelchen wärs? Nur ein Pfand her.

Röschen. Ich habe ja noch nicht geantwortet.

Maxmilian. Eben darum giebst du dein Pfand. Ich halte mich an das Gesetz, das eine augenblickliche Antwort verlangt.

Röschen. Glaubst du denn ich könnte deine Frage nicht beantworten? Der Todtengräber ists.

Maxmilian. Jetzt hast du es allerdings getroffen. Hättest du es gleich heraus gesagt, so bliebst du frey. Nun aber büßest du deine Umschweife mit einem Pfand — und ich gehe nicht ab, weil ich recht habe.

Röschen. Da hast dus nur (giebt ihm ein Pfand) du Schosenmacher.

Maxmilian. Apropos! Friederickchen, welche Leiber werden nicht gebohren?

Friederickchen. O das ist doch auch ein gar abscheulicher Mensch! Das mag ein andrer wissen.

Maxmilian. Nun so giebst du ein Pfand. Und weil es ein andrer wissen soll, so will ich es dir sagen: die Schnürleiber sind die Leiber, die nicht gebohren werden.

Luise. Nun, wenn das so fortgehet, so kömmt keins von uns bey dem ohne Pfand davon.

Maxmilian. Das ist auch mein Wille. Nun Luischen! was dacht ich so eben?

Luise. (schnell) Ob ich auch ein Pfand würde geben müssen.

Maxmilian. Je, du kleine Zigeunerin! Das war gut geweissaget.

Karl. Ah, sieh, die hat sich wirklich durchgelogen.

Maxmilian. Nun Christelchen! Sag, was ist das? Den Anfang hat es von dem Krebs, das mittelste von einer Kuh, und den Schwanz von einer Maus?

Christelchen. Dacht ichs doch gleich, daß ers darauf anlegen würde, auch mich nicht ohne Pfand vorbey zu lassen. Ich geb es gerne; aber was ists?

Maxmilian. Der Kuß. Das K ist der Anfang vom Krebs, das mittlere der Kuh der Buchstabe u, und der Schwanz von der Maus — das s — Setzt es zusammen, so ist es der Kuß.

Wilhelm. Sie sind sehr galant gewesen.

Maxmilian. Richtig! Erst machte ich den Damen meine Aufwartung, und nun kommen sie daran, meine Herren! Wie lang ist der Mond, lieber Heinrich?

Heinrich. Du hast dich wohl versprochen; wolltest fragen: wie groß ist der Mond?

Maxmilian. Nein, nein; gieb du nur dein Pfand.

Heinrich. Du bist mir ein lustiger Patron. Aber sieh, ich gebe kein Pfand, wenn du mir auf die seltsame Frage keine ganz treffende Antwort ertheilst.

Maxmilian. Nun! Eine Elle lang. Eine Elle hat vier Viertheile und der Mond hat sie auch.

Heinrich. So muß ich doch mein Pfand geben.

Maxmilian. Du dachtest wohl, es sollte mir, wie Fritzen gehen? Christelchen glaubte ebenfalls mich zu fangen, aber ganz gehorsamer Diener.

Maxmilian. Höre Adolph! Es starb ein großer angesehener Herr. Vier und zwanzig trugen ihn zu Grabe, und die ihn getragen haben, giengen nicht mit, sage wer ist das?

Adolph. Das waren vermuthlich Andre, die man an deren Statt zu Trägern bestellt hätte.

Max-

Maxmilian. Nimms nicht übel, schnell genug hast du geantwortet; aber deiner Antwort fehlt die nöthige Eigenschaft des Treffenden. Du giebst dein Pfand, und dann ist es gut.

Luise. Ich verwette mein Leben, das ist wieder ein Schnörkelchen, wozu man den Schlüssel in den Worten suchen muß.

Maxmilian. Um es ihnen leichter zu machen, so merken sie genau auf mich. (Jetzt giebt er durch seine Töne es genauer an, damit sie es eher errathen sollen) Es starb ein großer angesehener Herr; vier und zwanzig trugen ihn zu Grabe, und die ihn getragen haben — giengen doch nicht mit.

Ferdinand. Ja freylich, die ihn, nemlich seine Füße, die ihn getragen haben, giengen doch nicht mit.

Maxmilian. Getroffen. Hätte ich das Wort Füße nicht zu verstecken gesucht, so wäre es ja gar keine Schwierigkeit. Nun, mein lieber Herr Walther jun.: Wenn hat je ein Esel geschrieen, daß es die ganze Welt gehört hat?

Wilhelm. Ja, das muß ich ihnen sagen, wenn sie mich gefragt hätten, wer in der Oper am schönsten gesungen hätte? da hätte ich ihnen antworten können; aber um die Stimme eines gemeinen Esels kümmere ich mich nicht —

Maxmilian. Ah, um Verzeihung, es giebt auch vornehme Esel. Und gerade der, der am lautesten geschrieen hat, war einer der vornehmsten. Er war ganz allein in seiner Art, und that ganz apart. Wollen sie es wissen, wer dieser Esel war? so stehe ich gegen ein Pfand zu Befehl. —

Wilhelm. Meinetwegen.

Maxmilian. Nun, es war der Esel in der Arche Noä. Diese faßte ja zur Zeit der Sündfluth alle Geschöpfe der ganzen Welt in sich.

Röschen. (zu ihrem Nachbar ins Ohr) Das ist ein Blitz-Dieb! der Maxmilian, wie beißend er den jungen Gecken behandelt hat.

Maxmilian. Herr Walther senior, darauf werden sie vermuthlich sehr leicht antworten können: Was ist für eine Aehnlichkeit zwi-

schen einer der allerneuesten und geschmackvollsten Frisur und einer Schlachtbank?

Ludwig. Nein, hören sie, das müssen sie mir gleich sagen, wollen sie so gut seyn? Mit Vergnügen gebe ich ihnen mein Pfand.

Maxmilian. Wirklich? Je nun — weil unter der schönsten Frisur bisweilen wie unter der Schlachtbank ein Schöpschen steckt.

Ludwig. (lacht aus hellem vollen Halse auf) O, ne! das war scharmant; das muß ich mir unter allen am besten merken, das muß ich morgen der Mama sagen. Was das für scharmante Einfälle sind!

Adolph. (zu Luisen bey Seite) Nun der ist doch wahrlich dümmer, als dumm.

Maxmilian. Still, ich muß mich fördern, daß ich durchkomme. Nun lieber Franz, was ist das? Es hat einen Mund, aber keinen Kopf; Arme — und doch keine Hände; es lauft, und hat doch keine Füße.

Franz. Das ist zu sonderbar zusammengesetzt, und kostet — ein Pfand.

Maxmilian. So. Karl antworte —

Franz. Nein nein, mein Kind, so hab ich nicht gewettet; ich muß die Antwort auf meine Frage erst wissen.

Maxmil. Nun ja. Es war der Strom.

Franz. (sinnt nach) Richtig, und nun kann weiter gefragt werden.

Maxmilian. Also Karl: Wo haben die Meere und Flüsse kein Wasser; die Städte keine Häuser und die Felder keine Früchte?

Karl. Auf der Landkarte. Ah, dasmal hat ers doch versehen, seht, ich bin pfandfrey geblieben.

Alle. Ey das ist auch der Mühe werth, sich darauf etwas zu gute zu thun. Eine so bekannte Frage.

Leopold. Was gilts, mich wird er nicht so leicht durchschlüpfen lassen.

Maxmilian. Höre Leopold: wer darf, vermöge seines Amtes schlechterdings keine Frau in der Stadt öffentlich nennen.

Leopold. Sagt ichs nicht?

Maxmilian. Nun darauf ist doch gewiß sehr leicht zu antworten.

Leopold. Ja, wer die Antwort weiß. Nun wer ist denn der?

Maxmilian. Du hörst es alle Abende. Der Nachtwächter. Wenn hat er je gerufen: Hört ihr Herren und Frauen! — Ruft er nicht nur: Hört ihr Herren! ich bitte mir dein Pfand aus. Lieber August: Seit wenn und wo sind die Strumpfwürkerstühle erfunden worden?

August. Seit 1561.

Maxmilian. Falsch! Seit 1656 und in England sind sie erfunden. 1561 trug nur die Königin Elisabeth die ersten seidnen Strümpfe. Auch ein Pfand. Höre Fritz! hast du dich nun wegen des Spinnrads besonnen?

Fritz. Ja.

Maxmilian. Und wie hieß der Mann?

Fritz. Es ist dir nur eine Frage erlaubt worden.

Maxmilian. Er hat recht. Ich habe mich also selbst hintergangen.

Julchen. Das ist eine Sache, die uns interessirt. Jürgen hieß der Mann der es erfand. Er lebte in Braunschweig.

Max-

Maxmilian. Schön! Schön! Nun meine letzte Frage; und die zwar an dich lieber Ferdinand! Wir müssen uns schon etwas höheres, etwas philosophisches fragen: Was nennst du Freyheit, das Wort, das jetzt so mode geworden ist?

Ferdinand. Ich nenn es mit Epicktet: die Unschuld der Sitten.

Maxmilian (umarmt Ferdinanden) O so soll Freyheit immer das Losungswort unsrer Freundschaft seyn. Und mit diesem lege ich nun auch mein Aemtchen nieder.

Röschen. Das den meisten viel Lachen, den größern Theil aber noch mehr Pfänder gekostet hat.

(Das Loos des Fragens trift Leopold.)

Leopold. Nun dasmal hat sich das liebe Glück den rechten Mann ausgesucht!

(Maxmilian setzt sich auf Leopolds Platz.)

Leopold. Nun, so wollen wir denn unser Heil versuchen. Ich fange bey Ferdinanden an.

Alle. Ey! das hat er gut gemacht! Das ist gewiß eine Frage, wo die Antwort nicht schuldig geblieben wird.

Leopold. Hört, ich habe selbst nicht viel Zutrauen zu mir, und wenn ihr mich nun vollends demüthigen wollet, so wirds noch viel schlimmer.

Friederickchen. Nur den Muth nicht verlohren!

Leopold. Richtig. Frisch gewagt ist halb gewonnen!

Ferdinand. Also meine Frage.

Leopold. Meynst denn doch, daß ich bey meiner ersten Wahl bleiben soll? Ja? so sey es denn gewagt! Also Ferdinand! wo schreibt sich der Urspung der Petschafte her?

Ferdinand. Sieh da! er hat mich wirklich gefangen. Das weiß ich nicht.

Leopold. Dacht ichs doch; also ein Pfand.

Karl. Das wüßte wirklich Ferdinand nicht?

Alle. Das wäre kaum zu glauben.

Ferdinand. Nun, wißt ihr es denn?

Alle. Nein; wir wissen es alle nicht.

Ferdinand. Also! Ich gebe mein Pfand. Aber ob es Leopold wohl selber weiß?

Leopold. O, auf das Rennen werde ich noch nicht abgesetzt. Unter Franziskus I. lernte

der

der Adel nicht einmal schreiben. Statt daß sich jetzt die Edelleute zu unterschreiben pflegen, so siegelten sie ihr Petschaft statt der Unterschrift.

Wilhelm. Das müssen wir ihm aufs Wort glauben.

Ferdinand. Und woher dem Kindlein diese Weisheit?

Leopold. Das will ich dir sagen. Gestern, wie du weißt, las unser Vater Collegia. Ich gieng gerade vorbey, horchte, und da hörte ich es. Habt ihr nun etwas darwider?

Ferdinand. Nein!

Leopold. Aber Christelchen, du hast ein Isabellfarbnes Band um dein Haar geschlungen, woher stammt diese Farbe?

Christelchen. Vom Färber.

Leopold. Diese Antwort kann ich für keine passiren lassen.

Christelchen. Stammen nicht alle Farben von den Färbern?

Leopold. Hm! das ist gerade so, als wenn du mich fragtest, wer mein Vater sey, und ich antwortete: der liebe Gott. Das ist nicht zu läug-

läugnen, daß der mein Vater ist; aber würdest du dessen ungeachtet mit dieser meiner Antwort zufrieden seyn?

Christelchen. Du sollst Recht haben. Und hier ist mein Pfand —

Alle. Aber nun auch den wahren Bescheid.

Leopold. Den sollt ihr haben. Die Prinzessin Isabelle von Spanien hatte ein Gelübde gethan, daß sie ihr Hemde nicht eher ausziehen wollte, bis Ostende eingenommen seyn würde. Da die Belagerung nun vom 12 Juny 1601 bis den 22 Sept. 1609 dauerte, so bekam das Hemde die Farbe, die man jetzt Isabellfarbe nennt.

Friedrickchen. Da sollte man diese Farbe die Farbe der königlichen Standhaftigkeit nennen.

Karl. Nun wird mir bald Angst, wie ich durchkommen will, da der seine Sachen wirklich so gut macht. Aber höre, wo liegt denn Ostende?

Leopold. Du hast gehört, daß das Spiel nur mit Fragen, aber nicht mit Gegenfragen gespielt wird. Um dir aber die Muthmaßung zu benehmen, wie das denn wohl deine einzige Ur-

sache seyn möchte, daß ich nicht wüßte, wo Ostende läge, so will ich dir es sagen. Ostende ist eine kleine, aber volkreiche Handelsstadt an der Küste des österreichischen Flandern. Sie ist sehr stark befestiget, und hat jetzt einen Freyhafen. Aber du verlangtest eine Probe von meinen geographischen Kenntnissen, du wirst mir es daher nicht übel nehmen, wenn ich gleiches mit gleichem zu vergelten suche. Sage mir daher sogleich, wo liegt Pavia?

Karl. Pavia? Pavia? Hm! hm! das liegt — —

Leopold. Sage nur gleich, daß dus nicht weißt. Gieb dein Pfand. Aber sage, wie du so fahrläßig seyn kannst! Jüngst als wir das Charadenspiel spielten, kam es vor. Ich wenigstens fragte meinen Vater gleich, und er berichtete mich. Weil ich dich nun lieb habe, so will ich dir es heute sagen. Pavia ist die Hauptstadt der mailändischen Landschaft Pavesano und liegt am Fluß Teßino. Das sardinische Gebiet reicht gerade bis an die Stadtthore derselben. Sonst war sie der Sitz der longobardischen Könige.

Außer-

Außerhalb der Stadt liegt das Karthäuserkloster, (Certosa) das sonst an 20000 Dukaten Einkünfte hatte, und alle Passagier, die dahin kamen, wenigstens eine Nacht frey bewirthete. Auch hat Pavia eine Universität. Sonst war es so; wie es nun geworden seyn wird, davon hat man keine gewisse Nachricht.

Wilhelm. Wie so? Hat es da etwa ein Erdbeben gegeben?

Leopold. Hoho! Was meynen sie für ein Erdbeben? Sollen es die Franzosen, oder soll es die Natur bewerkstelliget haben? Wissen sie denn nicht, was seit einem Jahre mit Mayland vorgefallen ist?

Ludwig. Leopold macht seine Sachen doch wirklich gut. Man kann sogar etwas von ihm lernen.

Karl. Nun weißt du was, so ganz umsonst sollst du mich nicht beschämt haben. Wenn das Fragen an mich kömmt, so frage ich dich, wer der Franz I. gewesen sey, und wo er regiert habe? unter dem die Petschafte ihren Ursprung genommen haben.

Leopold. Ah! das hast du wirklich pfiffig gemacht. Wenn ich es nicht gleich wüßte, würde ich mir doch unter der Zeit Rath zu holen gewußt haben. Es war Franz I. König von Frankreich, der 1515 seine Regierung antrat. Doch, um nicht aus unserm Spiel eine Lehrstunde zu machen, so will ich weiter fragen: Julchen, warum haben die Flöhe schwarze Farbe?

Julchen. Weil sie immer Familientrauer haben. Pfuy, du Garstiger, daß du mir eine solche Antwort abnöthigest.

Alle. O! das war auf keinen Fall hübsch von dir! Wir hatten erst so viel Vergnügen über dich, und nun — ärgerst du uns sogar.

Luise. Wär er noch in einer Gesellschaft übelgesitteter Menschen gewesen, so hätte er wohl eine Entschuldigung vor sich. Jeder Scherz hört auf angenehm zu seyn, wenn er nicht die Grenze des Schicklichen hält.

Röschen. Ja ja, ich kenne den Patron schon! Er kann es gar nicht leiden, wenn man einmal mit ihm zufrieden scheinen will. —

Leopold. Nunu, macht nur nicht so viel Aufsehen um eine Kleinigkeit. Jetzt was anders. Wer machte die ersten Taschenuhren? Franz!

Franz. Das weiß ich nicht. Und wer machte sie denn?

Leopold. Ja, du Lieber! das weiß ich auch nicht. Sonst hätte ich dich nicht gefragt.

(Alle rufen einmüthig) Abgesetzt! Abgesetzt! und ein Pfand noch obendrein.

Leopold. (verstellt) Das thut mir leid! Und was hätte ich noch für schöne Sachen zu Markte gebracht! Damit ihr aber doch sehet, daß ich nicht etwan durch wahre Unwissenheit mein Aemtchen einbüße, und daß es von mir nichts als Posse war, so will ich es wenigstens mit einer Art von Genugthuung gegen mich selbst niederlegen, und will euch sagen: daß 1500 Peter Hele zu Nürnberg die ersten Taschenuhren verfertigte, die man spottweise die nürnbergischen Eyer nennete.

Ferdinand. Ich habe so eben die eingesammelten Pfänder gezählt, und habe achtzehen

von euch in meiner Verwahrung. Ich dächte, wer jetzt noch nicht gefragt hat, könnte in unserer nächsten Versammlung seine Rolle spielen. Jetzt wollen wir die Pfänder auslösen. Hier habe ich denn eine große Anzahl Arten und Weisen solche auszulösen. Sie sind auf kleine Zettel geschrieben, und zusammengerollt, wie Lotterieloose. Julchen sammelt die Pfänder in ihren Strickbeutel; und nimmt eins nach dem andern aus demselben heraus. Maximilian soll die Zettel herauslangen, die ich in diese Vase thun werde. Wer durch die wahre Beantwortung oder andere Darstellung der ihm zugetheilten und durch das Loos gezogenen Angabe sein Pfand auszulösen verstehet, bekömmt es wieder zurück. Wo nicht — so muß er ein neues Pfand geben. Ists nun verständlich?

Alle. O ja. Vollkommen!

Ferdinand. Nun Julchen, zieh aus dem Strickbeutel das erste Pfand hervor.

Julchen. (zieht) Wessen ist das Pfand?

Röschen. Ach, das ist mein Pfand. Hm! das ist viel. Ich habe nur eins darinnen, und gleich muß es meines treffen.

Ferdi-

Ferdinand. Maximilian, nun ziehe das erste Loos aus der Vase, roll es auf, und lies es öffentlich vor.

Maximilian. (liest) Es soll seine Hauptleidenschaft gestehen.

Röschen. (Entschlossen) Je nun; ich kann es nicht läugnen, daß ich ein bischen eigensinnig bin.

Leopold. Nur nicht ein bischen — ich dächte, du wärest es sehr viel.

Franz. Sie sieht ihren Mann an. Ich habe Röschen ebenfalls eigensinnig gesehen; aber es war wieder so schnell vorüber, als es bey ihr gekommen war.

Ferdinand. Röschen hat ein aufrichtiges Geständniß geleistet; sie bekömmt ihr Pfand zurück. Also weiter!

Julchen. (zieht ein neues Pfand) Wem gehört dieses?

Karl. Das leibt und lebt wie das meinige. Nun bin ich neugierig. Ich ärgerte mich doch, wenn ich es nicht auslösen könnte, und ein neues dazu abliefern müßte.

Maxmilian. (liest ab) Soll ein Gedicht hersagen.

Karl. Nun das war noch leidlich. Hätte ich aber selbst ein Gedicht machen sollen, da hätte es sicher noch ein Pfand gekostet. So stelle ich mich denn in eure Mitte, und bitte geneigtest um Aufmerksamkeit. Mein Gedicht heißt: die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen —
Das Leben mit Extrapostreisen verglichen;
Doch hat uns bis dato, so viel mir bekannt,
Die Poststationen noch keiner genannt.
Die erste lauft eben durchs Ländchen der Kindheit,
Da sehn wir, geschlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht stehn,
Und rufen bey Blümchen: Ey, ey! wie schön!
Wir kommen mit klopfendem Herzen zur zweyten

Als Jüngling und Mädchen, die schon
was bedeuten,
Hier setzt sich die Liebe mit uns auf die
Post,
Und reicht uns bald süße, bald bittere
Kost.
Die Fahrt auf der dritten giebt tüchtige
Schläge,
Der heilige Ehstand verschlimmert die Wege.
Oft mehren auch Mädel und Jungen die
Noth,
Sie laufen am Wagen, und schreyen nach
Brod.
Noch ängstlicher ist auf der vierten die
Reise
Für steinalte Mütter und wankende Greise;
Der Tod auf dem Kutschbock als Postillion
Jagd wild über Hügel und Thäler da-
von.
Auch Reisende, jünger an Kräften und
Jahren
Beliebt oft der flüchtige Postknecht zu
fahren;

Doch alle kutschirt er zum Gasthof zur
Ruh,
Nun ehrlicher Schwager, wenn das ist,
fahr zu!

Alle. Brav! Brav!

Ludwig. Dieses Gedicht hat meine Mama aufs Clavier; aber wenns gesungen wird, da klingts nicht so gut, als wenn es gut gesprochen wird.

Karl. Es ist mir lieb, daß ihr samt und sonders meine Wahl billiget; noch lieber ist mir es, daß ihr mit meiner Declamation zufrieden seyd. Ihr wißt es, daß ich gern fahre, Kutsche und Pferde für mein größestes Vergnügen schätze, wenn es besonders Extrapost geht — und da nun der liebe Tod einmal der allgemeine Postillion ist, dessen Station kein Mensch umfahren kann, so wollen wir ihn lieber in Zeiten für das halten, was er wirklich ist, als daß wir ihn in eine Maske werfen, die er endlich doch von sich schmeißt, und uns sich in seiner ganzen Schrecklichkeit zeigt. Alles kömmt und erscheint uns, je nachdem und worinnen wir es selbst gesehen haben.

Ferdi-

Ferdinand. Diese Bemerkung macht dir Ehre —

Luise. Und wie er das daher sagt, es wird einem ordentlich schauerlich und wohl, eins um das andere dabey! —

Julchen. (ein neues Pfand in der Hand haltend) Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Leopold. Das ist mein. Ich bin neugierig, was da herauskommen wird?

Maximilian. (zieht und liest) Soll auf dem Kopfe stehen.

Alle. Ey, das ist hübsch. Wie wird er das anfangen?

Karl. Und wie der nur so purzlich und dick ist.

Röschen. Das kann er ohnmöglich zuwege bringen, ich dächte wir ließen ein andres für ihn ziehen.

Friederickchen. Das geht nicht an, was Gesetz ist, muß Gesetz bleiben. Seh er, wie er durchkömmt.

Leopold. O du unbarmherziges Mädchen! das geht mit dir ins Weite. Wär ich je ein Luftspringer gewesen, so wäre mir das eine Kleinigkeit.

Friederickchen. Hilft nichts! auch dicke Leute müssen behend seyn.

Leopold. Nun denn auf deine Verantwortung! (er schickt sich dazu an, es den Luftspringern nachzuahmen.)

Röschen. Einfältiger Mensch! du wirst dich nicht unglücklich machen? kannst ja den Hals brechen. Laß doch dein Pfand im Stich, und gieb ein neues, so bist du fertig.

Ferdinand. Auch das wäre wider das Gesetz, und kann eigentlich nicht wohl zugegeben werden. Wer würde sich das nicht zu nutze machen? Am Ende würden wir nur Pfänder, und keine Auslösungen haben. Ueberdem kommen die Zettel der nicht ausgelöseten Pfänder doch wieder in die Vase.

Leopold. Und da wäre ich schön gebessert. Der Zettel könnte mich abermals treffen, und vielleicht allemal treffen; wo sollte ich alle Pfän-

der

der hernehmen, und endlich würde ich mich doch entschlüßen müssen, das zu machen, was ich jetzt nicht machen wollte. Also frisch! Es kann den Hals doch nicht ganz kosten.

Ferdinand. Ich bin Röschens Meynung, daß du dich unglücklich machen könntest. Fällt dir denn gar nichts ein, wie du dich auf eine witzige Weise aus der Schlinge ziehen kannst? —

Leopold. Ach, du gutes Brüderchen! du kennst mich, weißt ja lange schon, wie witzig ich bin.

Ferdinand. Nun so komme und tritt einmal auf diesen Nagel, der sich hier aus der Diele emporhebt.

Leopold. Nun, da stünd ich denn; aber was weiter!

Ferdinand. O du kleiner Einfaltspinsel! sieh doch unter dich.

Leopold. Und wenn ich unter mich sehe, so stehe ich doch wohl noch lange nicht auf dem Kopfe.

Ferdinand. Und doch! Stehest du denn nicht auf dem Kopf des Nagels?

Leopold. Ach der tausent; das war also mit dem Pfiff.

(Alle lachen ihn aus, und er bekömmt sein Pfand wieder.)

Julchen. (zieht ein Pfand) Und das Pfand, so ich in meiner Hand habe, was soll das thun?

Franz. Nun gut! das Pfand ist mein.

Maxmilian. (liest) Soll drey Nadeln von der Erde ohne Finger aufheben.

Friederickchen. Was? Das ist was ganz ohnmögliches. Diese Aufgabe muß cassirt werden.

Leopold. Ey sieh doch, wie partheyisch die ist. Franz ist ihr guter Freund, den will sie durchhelfen, mich kann sie weniger goutiren, und da sollt ich schlechterdings wie das Mäuschen im Pech hängen bleiben. Nein, nein, daraus wird nichts. Also cher Franz mach er sich nur gemach auf den Weg, und hebe er ohne die Finger seine drey Nadeln vom Boden auf.

Röschen. Und hier siehst du Franz, hierher werf ich eine, dort eine, und da eine hin.

Friederickchen. So? und das fein auseinander, daß es ihm recht sauer wird. Das ist wohl auch Menschenliebe, ist wohl auch Unpartheylichkeit?

Franz. Friederickchen, ereifre dich nicht vergeblich. Du denkst, dazu brauche man Hexerey? Nichts weniger, als das. Also gebt Acht! (Er dreht sich mit den Worten: Tunkus Plumpus Schaleley! auf seinem Absatz flüchtig herum, macht sich so schnell, daß man es kaum gewahr wird, den Ballen seiner Hand naß, und will sich auf die Erde nach der Nadel bücken.)

Röschen. (hält ihn zurück) Nein, nein! So haben wir nicht gewettet. Geschwindigkeit ist keine Hexerey.

Leopold. Ja, ja; du hast recht. Da macht er sein Tunkus Plumpus Schaleley, lenkt unsere Augen dadurch von den Nadeln weg, und in der geschwindesten Geschwindigkeit ist er mit dem Finger darnach; wir haben es nicht gesehen;

wer

wer will es ihm daher abstreiten, daß er sie ohne Finger aufgehoben habe?

Friederickchen. Das ist doch erschrecklich, wie die beyden eine Sache auszuspinnen wissen.

Franz. Stille, stille! Ich mache es noch einmal; aber ohne Tunkus Plumpus Schaleley! (Er macht sich nochmals mit dem Mund seinen Ballen naß, bückt sich auf die Erde, und bringt glücklich die Nadel empor. Machts mit der zweyten und dritten eben so.) Nun, seyd ihr nun befriedigt?

Röschen. Je nun, so halb und halb.

Alle. Nein; dasmal thäten wir unrecht, wenn wir nicht mit ihm zufrieden seyn wollten. Sein Pfand ist glücklich ausgelöset worden.

Julchen. Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Christelchen. Das Pfand ist mein.

Maxmilian. Soll drey Gewissensfragen aufrichtig beantworten.

Heinrich. Ha! wenn ich ihr solche vorlegen dürfte, da sollte es ihr schwer werden.

Christel.

Christelchen. Auch dich scheue ich nicht. Mein Gewissen ist rein. Erlaubt es die Gesellschaft, daß er das Aemtchen über sich nehmen soll? so bin ichs recht gern zufrieden.

Karl. Er mag es thun. Es ist vielleicht schwerer, als er glaubt.

Friederickchen. Nur keine Ungebührlichkeiten! Sobald er sich das mindeste merken läßt, wird er abgesetzt und gestraft.

Alle. Recht so! Sittlichkeit muß, wie wir alle wissen, das Gesetz, und eins der vorzüglichsten von jeder guten Gesellschaft seyn.

Heinrich. Das schreckt mich nicht ab. Ich wag es darauf. Also, liebes Christelchen! sage, bist du nicht eitel?

Christelchen. Ich glaube: nein.

Heinrich. Sieh, das ist eine völlige Unwahrheit.

Christelchen. Und der Erweis wäre? —

Heinrich. Das soll gleich einleuchtend seyn.

Christelchen. Ich bleibe stehen, und verlange den Beweis.

Hein-

Heinrich. Die Natur hat dir eine schöne Taille verliehen. Kurze Taillen — sind jetzt Mode. Wer sie nicht hat, der muß sie sich machen, und von wem? vom Schneider machen lassen. Das giebt nun bisweilen gar possitliche Figuren. Man will also etwas anders seyn, als man wirklich ist, und das ist eitel.

Christelchen. Holla! das war gar sehr darneben geschossen.

Heinrich. Wie so?

Christelchen. Ist es erlaubt mich vertheidigen zu dürfen?

Alle. Allerdings. Wenn die Vertheidigung so ausfällt, daß sie allgemein gültig wird.

Christelchen. So freu ich mich. Zuvor eine Frage an euch, und an alle, die mich beobachtet haben: War ich die erste; war ich eine der ersten, die sich der jetzt so allgemeinen Mode unterwarf?

Friederickchen. Unpartheyisch; wir alle hatten unsere Kleider dieser Art eher als sie; und wenn mir recht ist, war sie die letzte, die daran Theil nahm.

Christelchen. So bin ich entschuldigt. Wenn eine Mode allgemein wird, und man schließt sich von ihr aus, so bekömmt man das Ansehen eines Sonderlings. Es heißt, man will etwas Apartes haben. Will man wohl oder übel, so muß man sich fügen. Nothwendigkeit ist nicht mehr freye Wahl; wer das oder jenes gezwungener Weise thun muß, den kann man ohnmöglich eitel nennen.

Ferdinand. Und da hat sie vollkommen recht.

Alle. Heinrich hat unrecht.

Karl. Wenn die andern zwey Fragen nicht besser ausfallen, so hätte vielleicht jeder Andere wichtigere Fragen an sie gethan.

Heinrich. Das wollen wir sehen.

Christelchen. Ich werde aufrichtig seyn.

Heinrich. Ist nicht die Leidenschaft, daß sie gern tanzen, ihre vorzüglichste Schwachheit?

Christelchen. Ja.

Heinrich. Nun da habt ihr es doch. Ich will euch auch die Ursache sagen, warum ich das weiß, und warum sie es nicht läugnen konnte?

Christelchen. Das will ich selbst gestehen. Er schloß es daraus, und das nicht mit Unrecht: Wir waren jüngst in Heinrichsthal. Der Schweiß rann von meinen Gliedern. Ich war entsetzlich abgemattet, und konnte kaum stehen. Noch eine Angloise, schallte es im ganzen Saal. Es fehlte noch eine Parthie, um das Ganze vervollständigen zu helfen. Ich gieng in den Garten, kühlte mich ab, und schlug, ob ich es wohl wußte, daß ich mir zu viel thun würde, die an mich geschehene Anforderung nicht aus. Ich tanzte, und als die Angloise durch war, sank ich halb ohnmächtig auf einen Stuhl. Die ganze Gesellschaft gerieth dadurch in Verlegenheit.

Ferdinand. Nun das war viel. Aber gutes Christelchen! das werden sie doch nie wieder thun. Wie stark mußte ihre Leidenschaft seyn, daß sie ihr das Leben, wenigstens ihre Gesundheit auf immer opfern konnten.

Christelchen. Nein; nie, nie werde ich das wieder thun. Warnen will ich dagegen alle meine Mitschwestern, und ihnen meine Ge-

schichte zum Exempel darstellen. Was litt ich für diese wenigen Stunden. Acht Tage war ich wirklich gefährlich krank. Und leider, sagte der Arzt, daß dieser Vorfall vielleicht meine Gesundheit auf lebenslänglich zerstört haben dürfte. Wenigstens bin ich doch seit dieser Zeit sehr engbrüstig, bin auch nicht mehr so heiter, wie ehedem.

(Alle bedauerten das arme Mädchen von Herzen.)

Heinrich. Nun denn zur dritten Frage. Liebes Christelchen, liebest du nicht seit dieser Zeit, da dir dieser Unfall begegnete, die Mäßigkeit von ganzem Herzen?

Christelchen. Ja.

Heinrich. Nun so gebe ich dir denn dein Pfand zurück.

Julchen. Jetzt ein neues Pfand! Was soll das thun?

Heinrich. Christelchen, abgelößt! — das bin ich.

Maxmilian. Es soll ein Liedchen pfeifen, ohne zu lachen.

Heinrich. Ah! ich komme wohlfeil weg. Das ist leicht, sehr leicht; das sollt ihr alle sehen.

Alle. Nur zu! Herr Concertmeister!

Heinrich (spitzt den Mund)

Alle (stehen auf, treten um ihn herum, machen mancherley Grimassen, und er muß anfangen zu lachen.)

Luise. Ach! wie das so leicht ist, wie er lacht. Pfand und Zettel marschiren an ihr altes Plätzchen zurück.

Heinrich. Nur nicht.

Alle. (außer Ferdinand) Und warum nicht!—

Heinrich. Erstlich: lautet mein Zettel, daß ich ein Liedchen pfeifen soll, ohne zu lachen. Das würde ich gekonnt haben, wenn man mich nicht zu lachen gemacht hätte.

Alle. (wie oben) Wer hat dich lachen heißen, man muß sich beherrschen können.

Heinrich. Wäret ihr auf euern Plätzen sitzen geblieben, hätte mir nicht bald der, bald jener ins Gesicht gelacht, mir Grimassen geschnitten, an und für mich selbst bin ich ernsthaft genug. Setzt euch; bleibt ruhig, und dann sollt ihr sehen,

wie ich mein Liedchen so gelassen und ohne im mindesten zu lachen, pfeifen werde. Denn im Vertrauen gesagt, mein Vater selbst hört mich gern pfeifen, wenn ich im Garten so ganz allein in der Laube sitze. Ja, ich bin schon so weit, daß ich Doppeltöne pfeife, was, wenn ich recht dazu aufgelegt bin, nicht anders klingt, als wenn ihrer zwey pfiffen.

Röschen. Das ist wahr. Ich habe ihn selbst mit Vergnügen gehört.

Karl. Ach, wer zweifelt denn daran, daß er gut pfeifen kann; aber hier ist die Aufgabe, daß er sein Liedchen ohne zu lachen pfeifen soll.

Ferdinand. Nun, so laßt ihm sein Recht! Setzt euch, und keins von uns soll ihn stören.

Leopold, (nachdem sich die übrigen alle gesetzt haben, ganz trocken, indem er gähnt und sich ausdehnt.) Nun, so pfeife mein liebes Mätzchen, pfeife! und ich will dazu schlafen.

Heinrich (muß darüber lachen, und ist von nun an nicht im Stande, einen einzigen Ton hervorzubringen.)

Franz. Da sitzen wir denn, und lauern wie auf den heiligen Christ; aber auch nicht ein einziges Tönchen kriegen wir zu hören. Luise wird wohl Recht behalten. Pfand und Zettel marschiren in ihr altes Plätzchen zurück.

Heinrich. Und wenn ich alles anwendete, brächte ich keinen Ton heraus. Ich unterwerfe mich. Allein das sag ich euch, spielen wir wieder Pfänderauslösung, so sollt ihr mich nicht wieder fangen. Da steck ich ein kleines Pfeifchen ein, und pfeife auf diesem. Möcht ihr dann lachen, so viel ihr wollt, ich komme nicht aus meiner Fassung.

August. Ah, gehorsamer Diener! das würden wir uns verbitten, wenn wir dabey wären. Mit dem Munde muß gepfiffen werden.

Heinrich. (ihn parodirend) Ah, gehorsamer Diener! wo steht denn das geschrieben? Leset den Zettel doch noch einmal.

Franz. Ich bin wohl neugierig.

Maxmilian. (hält den Zettel noch in seinen Händen, und liest) Es soll ein Liedchen pfeifen ohne zu lachen.

Heinrich. Nun, wo stehet denn, daß er mit dem Munde pfeifen soll. Hätt ich nur ein Pfeifchen bey mir; ihr solltet mir mein Pfand zurückgeben müssen, so gut wäret ihr nicht, und wenn ihr den Prozeß in das Cammergericht zu Wezlar spielen wolltet.

Ferdinand. Dawider ist nichts einzuwenden. Jetzt aber ist und bleibt das Pfand verfallen.

Franz. Aber die Regel könnte er sich doch zu Herzen nehmen, daß man sich nichts in der Welt —

Heinrich. Da hat er gar nicht übel dran gethan, Bald pfeif ich wohl besser Herr Urian.

Julchen. Was soll das Pfand thun, das ich jetzt in meiner Hand halte?

Alle. Das wissen wir alle, wem das gehört.

Maxmilian. So? ist denn die Gesellschaft so gut mit allen meinen Geräthschaften bekannt?

Ludwig. Da darf er sich seinen Zettel nicht selbst ziehen.

Ferdinand. Obgleich hier keine Partheylichkeit statt finden kann, so erlaube ich doch Röschen, einen Zettel für Maximilian aus der Vase zu ziehen.

Röschen, (zieht einen Zettel und liest: soll eine zusammenhängende Geschichte erzählen.)

Maximilian (hebt seine Erzählung an.) Die adliche Familie von Mildenthal hatte ehedem ein großes Ansehen. Zeit und Umstände verändern aber viel, und so war sie denn so tief herabgesunken, daß Armuth und Elend ihr Loos war. Keiner jedoch von allen Abkömmlingen hatte mehr Noth und Drangsale auszustehen, als Franz von Mildenthal. Er bekämpfte aber all die Mühseligkeiten mit unglaublich standhaftem Muth. Nie fiel es ihm ein, daß er aus adlichem Geschlecht entsprossen sey, schenete keine Arbeit und blieb seinem Grundsatz treu; nur seinem eignen, sich selbst erworbnen Verdienst das Glück seiner Tage verdanken zu wollen.

Da er dieses herrliche Ziel immer vor Augen hatte, so sah er auch mit Vergnügen, wie ihm seine

seine Wünsche gelangen, seine Kenntnisse zunahmen, sein Geist sich bildete; noch mehr, er erhielt tägliche Beweise der öffentlichen Hochachtung. War er in Gesellschaft mehrerer Adlichen, da vergaß man es ganz, daß er der ärmere war, und man zog ihn den reicheren und vornehmeren vor, die nur schienen, was er wirklich war. Selbst entgieng er der Aufmerksamkeit seines Fürsten nicht, und dieser vertrauete ihm anfangs nur ein kleines wenig bedeutendes Aemtchen an. Der Eifer dieses guten Mannes in seinem Dienst, sein Bestreben sich mehr und mehr nützlich zu machen wuchs eher dabey, als daß er sich bey dergleichen Umständen in gemeinern Seelen zu schwächen pfleget. Das war der Grund zu seinem ganzen künftigen Glück. Jetzt stand ein wichtiges Amt offen, das zugleich sehr beträchtliche Einkünfte hatte. Den Fürsten umgaben wohl zehn und mehrere, die aus den größesten und reichsten Familien stammten, deren Eltern auch die angesehensten Aemter bekleideten, und die ganz vorzüglich in dem Wahn standen, der Fürst könne ihnen unmöglich eine Bitte abschlagen. Aber weit gefehlt.

Der Fürst sagte es laut: „Ich brauche zu meinen Aemtern nur treue, geschickte und fleißige Männer. Das Amt wird sie dann schon vornehm zu machen wissen.“ Und so übersprang Herr von Mildenthal all die jungen Herrchen, die ihn vorher kaum über die Achsel angesehen hatten. Er heurathete glücklich, und wurde Vater von drey Söhnen. Sein einziger und schönster Gedanke war, diese recht gut zu erziehen, um sie so ganz zu solchen glücklichen Menschen zu bilden, wie er selbst war. Aber leider sah er schon in ihren frühesten Jahren andre Früchte von ihnen, wie er gewünscht hatte. Weder er noch seine Gattin waren Schuld daran. Aber da gabs so viele Menschen, die es den unverständigen Kindern zuflüsterten, daß sie es gar nicht nothwendig hätten, in der Welt sich es sauer werden zu lassen, weil sie so vornehm und so reich wären. Dergleichen Dinge gefallen unverständigen Kindern gar sehr, und sie lassen sich solche nicht gern zweymal sagen. Aber es geht ihnen wie den Mücken oder Fliegen, die um die Flamme des Lichts muthwillig herumschwärmen. Es kitzelt sie, thut ihrem kleinen

Kör-

Körper wohl; aber ehe sie sichs versehen, gerathen sie der Flamme zu nah, und finden ihren Tod.

Röschen. Das Gleichniß gefällt mir.

Heinrich. Unterbrich ihn doch nicht, es hört sich ihm nicht übel zu.

Maxmilian. Der gute Vater mochte nun ermahnen, warnen, strafen, kurz er mochte machen was er wollte, um seine Kinder von jenem unsinnigen Wahn zu retten, so blieb es doch beym Alten. Arbeiten wollten sie gar nicht mehr; Vergnügen wollten sie sich nur machen. Vielleicht ist ihre Gesellschaft daran noch mehr Schuld als sie selbst, dachte er bey sich; du willst sie von hier entfernen; willst sie auf dein kleines Landgütchen nach Schönenbach bringen. Dort herrscht Fleiß und Unschuld der Sitten weit mehr, als in der Stadt; und Beyspiele wirken oft auf den Menschen mehr, als die triftigsten Gründe und die ernstlichsten Ermahnungen. Die Kinder kamen in Schönenbach an. Wie ganz anders war es bey den unschuldigen Landleuten, die meistentheils frey von so manchen verderblichen Vorurtheilen zu seyn pflegen, welche allgemein in den Städten

sind,

sind. Anfangs behagte diese neue Lebensart den Kindern gar nicht, da sie in der Stadt verzärtelt worden waren.

Ludwig. Das glaube ich selbst.

Karl. Bscht!

„Aber Herr von Mildenthal achtete auf ihren Verdruß im mindesten nicht, und nahm keine Klage an.

Die Kinder schwazten im Dorfe von ihres Vaters Rang, Ansehen und Reichthum; aber darauf hörten die Bauern nicht; vielmehr sagten sie es ihnen trocken unter die Augen: daß sie ihren Vater, weder des Vermögens noch des Rangs wegen, so allgemein liebten, und daß sie nur seine Tugend schätzten, wodurch er sich die Hochachtung der Kleinen wie der Großen, der Reichen wie der Armen zu erwerben wüßte. Ein alter Bauer, es war, wenn ich recht bin, einer von Herrn von Mildenthals Dreschern, sagte es ihnen noch derber: „Kinder, sagte der, ihr würdet euch eben so lächerlich als unglücklich machen, wenn ihr euch auf das Ansehen und den Reichthum eurer Eltern

etwas

etwas zu gute thun, oder gar darauf stolz seyn wolltet.“

Ludwig. Da hat er falsch. Welches Kind thut sich nicht auf seine Eltern etwas zu gut.

Franz. Hören sie doch nur auch, wie das der Bauer verstanden hat; es kömmt gewiß noch. Also Maxmilian weiter im Text.

Maxmilian. Der Bauer fuhr fort: das Vermögen, das eure Eltern besitzen und sich erworben haben, gehört ihnen und nicht euer. Auf Rang und Ansehen dürft ihr ebenfalls nicht pochen; Kinder sind Kinder und haben noch keinen Rang. Des Bettlers Kind ist so gut nur ein Kind, als das des Grafen und des Edelmanns. Wenn man auf die Verdienste Anderer stolz seyn will, weil man keine eignen hat, so macht man sich lächerlich.

Ludwig (zu Wilhelm.) Du, das ist ein verdammt grober Bauer.

Wilhelm. Die ganze Erzählung taugt nichts, sie ist herzlich langweilig. Da gefällt mir die von der Mama besser, die sie uns vom grauen Männchen erzählt.

Max-

Maxmilian (hält inne, weil die beyden mit einander plaudern)

Julchen. Lieber Himmel, haben sie sich denn so was ganz Nothwendiges zu sagen?

Ludwig. Ist denn aber auch der Bauer immer noch nicht mit seiner Predigt fertig?

Maxmilian. Gleich! „Ich will euch aber einen guten Rath geben, fuhr der Bauer fort: Erwerbt euch eigene Verdienste, werdet so brav und edel, wie euer guter Vater ist, so kann es euch nicht fehlen, die Menschen werden euch lieb gewinnen, und ihr werdet glückliche Menschen werden.

Diese reine Sprache hörte Herr von Mildenthal unentdeckt in der Ferne, und er wurde diesem Bauer noch einmal so gut. Bey zwey von den Kindern hatte diese Warnung wirklich glückliche Folgen gehabt. Aber Karl, das war euch ein erschrecklicher Leichtfuß. Der kehrete sich nicht im mindesten daran. Das zeigte er besonders am folgenden Tage schon. Herr von Mildenthal war verreißt; der Lehrer der Kinder war unvermuthet krank geworden. Die Kinder waren sich selbst über-

überlassen. Karl hatte eine Sparbüchse. Der Lehrer ward durch die Krankheit zu überrascht, als daß er solche hätte einschließen können. Karl nahm solche, und ging damit auf den Hof. Von fernher sah er einen der Fröhner seines Vaters; es war ein rascher und flinker Bursche. Der hatte denn einen schweren, schweren Sack auf seinem Buckel. Wer ihm zusah, der mußte es gleichsam an seinem eigenen Körper fühlen, wie schwer er zu tragen habe! Karl eilte auf ihn zu.

„Höre Andres! sprach er ihn an; nimm deine Last ab. Ich will dir leichtere Arbeit und einen bessern Lohn geben. Führe mich nach Deutzen. Dort soll ein Pfefferkuchenbecker seyn, der äußerst delikate Waare haben soll. An Geld fehlt mir es für mich und für dich nicht; hörst du?"

Und Karl schüttelte die Sparbüchse, daß man jeden Groschen klirren hörete. Andres aber lächelte. „Geh er mir mit seinem Gelde, sagte er; er will mich besser belohnen als meine Arbeit? Er ist nicht gescheut. Erstlich ist das Geld nicht seine, wie will er etwas davon weggeben, und dann wenn ich ein so kleines Leckermaul, das von

frem-

fremden Gute sich gütlich thun will, nach Deutzen zum Pfefferkuchenbecker führete, so würde ich mich warlich vor mir selber schämen müssen. Nein, junger Herr! das, was ich mir mit saurer Mühe erwerbe, macht mich glücklicher und bringt mir keine Sorgen. Vor zwey Jahren war ich ein armer, armer Mensch, der kaum einen Bissen Brod hatte. Jetzt habe ich mir schon zwanzig baare Gülden verdient, und wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, so will ich mir wohl, ehe zehn Jahre vergehen, ein kleines Bauergütchen kaufen. Jetzt trag er die Sparbüchse zu seinem Herr Magister. Sein Vater weiß, wie viel er darinnen hat; entdeckt er, daß was fehlt, so fragt er ihn. Die Wahrheit wird er nicht gestehen wollen, darum wird er Lügen machen müssen. Durch seine Schuld können wohl am Ende Unschuldige unglücklich werden müssen. Und merk er sichs: Verschwendet ist das Geld sehr leicht. Weils rund ist, so läufts, ehe man sichs versieht, aus dem Beutel. Aber das Geld sammeln und sparen, das ist schwer! Nun weiß ers, und nun geh er seine Wege."

Andres trollte mit seinem schweren Sacke fort, und Karl dachte: ist das nicht ein dummer Mensch? Doch gab er seinen Plan nicht ganz auf, und gieng vor das Dörfchen hinaus Kaum war er einige hundert Schritte weit, so fand er einen zerlumpten Mann am Wege sitzen. Sein Gesicht war von Natur nicht übel gebildet und verrieth einen Menschen nicht aus den geringern Ständen.

**Ludwig** (zu Wilhelm) Jetzt kratzt er die Vornehmen wieder.

**Maximilian** (fortfahrend) Aber er sah entsetzlich blaß und bleich aus. Die Ellenbogen guckten nackend durch die Ermel hindurch; die Kniee lagen blos; seine Beinkleider waren zerrissen, Schuh und Strümpfe nicht ganz. Aus seiner Rocktasche ragte ein trocknes Stückchen Brod hervor und eine Brandteweinbouteille hing halb aus selbiger heraus.

**Wilhelm.** Das ist gewiß ein gemeiner Saufaus, wir kommen in sehr honette Gesellschaft.

**Maximilian.** O nein — urtheilen sie nicht sogleich aus dem Aeußerlichen, sie möchten

sich täuschen. Dabey saß er ganz sorgenlos und achtete nicht darauf, was um und neben ihm her geschah.

„Je Mann! rief ihm Karl entgegen: hört, sieht und fühlt er denn gar nicht?“ Langsam guckte der Mann sich um.

„Je, der Gukuk! rief er ganz gelassen aus: da läuft mir ja der ganze Branntwein aus der Tasche. Nu nu! Wer einmal nichts haben soll, der verliert selbst das Brod aus dem Sack.

„Ja, erwiederte Karl, das kann nicht anders seyn! wenn man es nicht besser macht, als er.

„Liebes Herrchen! geben sie mir ein Gröschchen, so ist der ganze Schade ersetzt, bettelte der Mann.

„Wie? lies ihn Karl unwillig an; kann er nicht arbeiten?

„He he he! lachte der Unglückliche. Er sieht mir auch so aus, als wenn er mir Verweise geben könnte, hat wohl auch in seinem Leben schon viel gearbeitet. Wie ich ein Bübchen, wie er war, da hätt ichs lernen müssen; jetzt ist es aber zu spät.“

Diese Worte fielen Karln aufs Herz. Er gieng beschämt weiter und die Schulmeisterin begegnete ihm. Er erzählte ihr, was er gesehen hatte.

„Ach, fiel sie ihm sogleich ins Wort, ohne ihn lange ausreden zu lassen, das ist gewiß der faule Franz gewesen. Sähen sie es ihm denn wohl an, aus was für einer vornehmen Familie er entsprossen ist? Doch das können sie nimmermehr errathen. Sein Vater war von sehr altem Adel und war Geheimderrath an unserm Hofe. Er könnte sein schönes Guth noch haben.

„Doch nicht das, so mein Vater jetzt hat? frug Karl hastig.

„Ey freylich!, erwiederte die Schulmeisterin. Was dem für Säcke voll Geld zugeschleppt wurden, als sein Vater starb! — Aber er hatte in der Kindheit und seiner Jugend nichts rechts gelernt, trotzte auf sein Geld und war stolz auf seinen Rang. Da wurde denn nichts anders, als ein Müßiggänger aus ihm, der Müßiggang verleitete ihn zur Verschwendung — und wenn man auch vom größesten Reichthum nur immer davon

nimmt, und nichts wieder dazu thut, da muß es alle werden, und der Bettelstab ist das Ende vom Liede."

Karln pochte das Herz. Er schlich heimlich in seine Stube, dachte nach, und änderte sich. Das machte dem Vater Freude, und er — entgieng dadurch dem Unglück des liederlichen und faulen Franz.

Alle. Nun wollen wir Karln wieder gut seyn. Wer sich bessert verdient Achtung.

Luise. Nun, meine Herren Walther, wie gefiel ihnen diese Geschichte?

Ludwig. (ganz kalt) In vielen Büchern findet man solche Geschichten. Die Professors schreiben immer so was, sagt die Mama, was nicht allemal wahr seyn soll.

(Die übrigen Kinder, außer Walthers, sehen sich einander bedeutend an.)

Ludwig. (zu Wilhelm heimlich) Merkst du denn nicht, daß die ganze Geschichte auf uns gemünzt war? Aber ich habe sie dafür getrumpft. Sieh nur, wie sie die Köpfe zusammenstecken! —

Luise. (bemerkt Walthers Unartigkeiten nur ganz gleichgültig) Aber Maxmilian, wenn du uns nie Freude gemacht hättest, so wäre es diesesmal gewiß geschehen. Deine Geschichte hat so viel gute Moral für uns.

Adolph. Und erzählt so rasch hintereinander weg, daß man ihm mit wahrer Lust zuhört.

Ludwig. Aber ich erinnere mich, dieses Mährchen irgendwo in einem gedruckten Büchelchen gelesen zu haben.

Maxmilian. Das gebe ich gern zu; maße mir im geringsten keine fremden Federn an, und würde mich hüten, die Erfindung einer solchen Geschichte auf mich zu nehmen. Dazu gehören die Fähigkeiten des Mannes.

Ludwig. Wie? das trauen sie sich nicht? Das sind mir wahre Kleinigkeiten. In einer Stunde erzähle ich ihnen acht solche Geschichten.

Ferdinand. Wenn mir recht ist, so ist noch ein Zettelchen darinnen, wo einer etwas erzählen soll. Wollte das Geschick es doch, daß es für sie gezogen würde, mit Vergnügen wollten wir ihnen dann zuhören.

Ludwig. (heimlich zu seinem Bruder) Das wäre doch immer ein sehr dummes Ding; vielleicht geschieht es nicht.

Julie. Nun ein neues Pfand! (zieht.)

Röschen. Gehorsame Dienerin. Das ist mein.

Maximilian. (geht wieder zur Vase, und zieht das Zettelchen dagegen, welches er, wie vorher, ebenfalls laut vorliest) Soll drey witzige Einfälle in Versen, und drey lustige Anekdoten in Prosa der Gesellschaft zum Besten geben.

Fritz. Höre du, das, dächt ich, wär ein wenig viel.

Röschen. Wohl! Doch will ich sehen, wie ich durchkomme. Eben fallen mir schon einige bey, vielleicht fällt mir indeß das ein, was mir jetzt zu fehlen scheint. Zugleich bin ich aber von der gütigen Nachsicht meiner lieben Freunde versichert, daß sie mich nicht allzuscharf beurtheilen werden. Von den Versen, die ich mir wähle, ist der erste von unserm lieben Herrn Kreissteuereinnehmer Weisse.

Ein Lob, das alle Fehler uns verschweigt,
Ist wie der fette Frühlingsregen,
Der allzustark die Felder säugt;
Er tödtet sie durch Segen.
Doch Tadler, die an Galle reich,
Mehr zu beschämen, als zu bessern suchten,
Sind Schloßenvollen Wettern gleich;
Sie stürmen Saaten ein, anstatt sie zu befruchten.
Ein Lob, zu rein für Schmeicheley,
Erweckt uns, wie die Flur der May;
Und Wahrheit ohn' Erbittern
Ruft unsre Kraft empor, gleich fruchtbaren Gewittern.

Ferdinand. Eben so wahr, als schön.

Karl. Nun zum zweyten.

Röschen. Sogleich. Der Zweifler ist die Ueberschrift, und der Verfasser, der Herr von Thümmel.

Die beste Weisheit ist, nach der die Zweifler trachten,

Mir schenkt sie wenigstens den wichtigstens
Gewinn,
Ich bin nicht mehr so stolz, die Thoren
zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich selbst
weise bin.

Alle. Wieder schön! Sehr schön!

Ferdinand. Ein Sinngedicht, das jeder von uns sich zum Wahlspruch wählen sollte. Röschen macht uns wirklich auf das dritte Sinngedicht durch die ersten zwey nur noch lüsterner.

Karl. Ach, ihr müßt nicht so viel dazwischen reden, denn dadurch bekömmt sie Zeit, sich besinnen zu können, und hier muß rasch zu Werke gegangen werden.

Röschen. Nicht doch. Ich bin eben bey der Hand. Mein drittes Sinngedicht ist die Verwandlung, von Herrn Blumauer.

Es wundert dich, daß ein so garstiges Ding,
Als eine Raupe ist, zum schönsten Schmetterling
In wenig Wochen wird? — Mich wundert's nicht;

Denn

Denn wisse! manche Schöne kriecht
Als Raupe Morgens aus dem Bette,
Und kömmt als Schmetterling von ihrer
Toilette.

Die übrigen Mädchen alle. Ey du garstiges Röschen.

Karl. Das ist euch recht, daß sie euch die Moral gelesen hat. Ich hätte Lust jene Idee zu vervollständigen. (sagt folgende Verse geschwind her.)

In ihrem Negligee
Sah ich sie jüngst beym Thee;
Doch ihr Gesicht
Das sah ich nicht;
Das lieget an so frühem Morgen
Auf ihrem Nachttisch noch verborgen.

Luise. Ey! was er da nicht für witzige, nicht für neue Dinge hervorgebracht hat! Uns wenigstens, wie wir hier sind, gehet das nichts an. So wie wir aus dem Bette steigen, nehmen wir frisches Wasser, waschen uns, und können unsere Gesichter sehen lassen. Um aber doch zu zeigen, daß wir nicht gern in Schulden bleiben,

wollen wir doch auch in Versen erwiedern, was in Prosa schon Mancher als wahr gefunden haben wird.

Der Trommel gleicht gar oft so mancher
Witzling sehr;
Sie lärmt von außen stark, und ist von
innen leer.

Ferdinand. Richtig! das war gut ausgezahlt. Damit unser kleines gesellschaftliches Vergnügen aber nicht zur dauernden Wechselbank werde, so wollen wir abbrechen. Röschen entledige sich nun ihres Auftrags, und unterhalte uns eben so gut in Prosa, wie sie es zeither in Versen gethan hat.

Röschen. In dem Hafen einer großen Handelsstadt in Frankreich, fiel ein Schiffsjunge vom Segelmast herab, und brach ein Bein. Alles lief herbey, und bedauerte den jungen Menschen. Ein Schiffer fand sich mit seiner schnellen Hülfe ein, nahm einen Strick und band ihm das Bein wieder zusammen. Zur allgemeinen Freude lief der Junge auch im Augenblick auf und wieder davon. Das machte überall ein gewaltiges Auf-

sehen,

sehen. Wo man nur hörete, ward von der Wunderkur des Schiffes gesprochen, und man hätte ihn lieber von der Erde weg, unter die überirrdischen Geister setzen mögen. Viele zweifelten zwar daran, aber der größeste Theil ließ sich es nicht ausreden.

Karl. Nun, was da herauskommen wird! Ein zerbrochnes Bein kann doch ohnmöglich gleich wieder ganz werden, daß man damit fortlaufen kann. Da unser Bedienter das Bein brach, so hatten wir doch die geschicktesten Aerzte, und der arme Teufel brachte über ein viertheil Jahr zu, ehe er nur in der Stube herumhinken konnte, geschweige, daß er mir nichts, dir nichts von der Stelle hätte laufen sollen.

Friederickchen. Dahinter steckt gewiß eine kleine Finesse.

Adolph. Das glaub ich auch.

Heinrich. Der Schiffer ist wohl gar mit dem Jungen eins gewesen, hat dabey eine kleine Betrügerey ausüben wollen, und der Junge hat vielleicht nur geschrieen, daß sein Bein zerbrochen

sey,

sey, ohne daß er nur im mindesten Schaden genommen hat.

Röschen. Nein, nein; das Bein war wirklich entzwey. Aber so wie ihr es bezweifelt, so fanden sich auch einige, die sich nach dem Schiffer genauer erkundigten, und da sie Wohnort und Namen gewiß nun wußten, so giengen sie zu ihm und erkundigten sich.

„Richtig! sagte der Schiffer, der Junge ist wirklich vom Mastbaum gefallen, hat auch sein Bein zerbrochen; aber das Bein — war ein hölzernes Bein, drum konnte ichs auch mit dem Strick, womit ich es wieder zusammenband, in seinen vorigen Zustand wieder setzen, daß er sogleich auf und davon laufen konnte.“

Alle lachen überlaut.

Karl. Nun, auf ein hölzernes Bein hätte ich mich doch nicht besonnen.

Ferdinand. Diese Anekdote, wahr oder nicht wahr, kann uns auf die Handlungsart vieler Menschen aufmerksam machen. — So manche Wunderdinge mögen leicht keinen andern Grund, als den von dem hölzernen Beine haben.

Ludwig. Aber hören sie, wir möchten doch wohl eilen, sonst wird es Nacht.

Leopold. Ach, bis dahin hats noch gute Zeit. Aber im Vertrauen, mir wird der Magen lang.

Julchen. Nur mag Röschen ihr Pfand erst auslösen, dann werde ich mir es zum Vergnügen machen, unsere lieben Gästchen zu bewirthen.

Franz. Uns werden sie es vergönnen, daß wir uns entfernen dürfen. Wir haben von unsern Eltern keine Erlaubniß, länger bleiben zu dürfen.

Karl. Nein, nein; ihr dürft noch nicht von uns. Ich höre unsern Vater kommen; wir bitten ihn, daß er unsern Bedienten zu euern Eltern schickt, und euch ihre Erlaubniß erbitten soll.

Franz. Wenn das ist, dann sind wir vergnügt. Glauben sie nur, daß es uns bey ihnen sehr wohlgefällt.

Karl. Schön! schön! der Vater freut sich auch, wenn er sieht, daß wir artig sind, und

uns

uns auf eine gute Art zu vergnügen suchen. Nun Röschen, löse deine Schuld vollends.

Röschen. Ländlich, sittlich, und so ritt denn ein junges Bauermädchen auf einem Esel nach der Stadt Mende im Ländchen Gevaudan.

Karl. Höre Röschen, das sind uns wenigstens böhmische Dörfer, oder hast du die Scene wohl gar in den Mond verlegt? Wenigstens klingt das Ländchen Gevaudan sehr romantisch.

Röschen. Nein, nein Vetterchen, darum brauchen wir keine Reise in den Mond zu machen. Das Ländchen Gevaudan liegt in Frankreich im ehemaligen Languedock. Ich erzähle also fort: Esel pflegen sonst sehr geduldig zu seyn; allein der, worauf das gute Mädchen ritt, ließ sichs doch einkommen, stättisch zu werden, und warf seine Reuterin ab. Ein Bauer stand in der Nähe, lachte das Mädchen aus, das sich nicht sogleich aufraffen konnte, machte sich die Gelegenheit zu nutze, bestieg den Esel schnell, und jagte davon. Das Mädchen klagte im nächsten Dorfe dem Richter ihre Noth. Man ließ dem Räuber nachsetzen, und ertappte ihn wirklich.

„Was?

„Was? sagte der Bauer, man hält mich für einen Dieb? der Esel, den ihr bey mir sucht, ist mein Eigenthum.“

Aber da hilft keine Ausrede. Der Esel und der Bauer muß vor Gericht. Auch hier bleibt der Bauer auf seinem Sinn, daß der Esel sein Eigenthum, und das Mädchen dagegen: daß der Esel ihre sey. Der Richter kömmt in Verlegenheit. Aber das Mädchen hat einen glücklichen Einfall. Husch! bedeckt sie mit ihrer Schürze den Kopf des Esels. Mit Erlaubniß, Herr Richter, spricht sie: mein Esel ist einäugig. Lassen sie den Schelm da einmal sagen, auf welchem Auge sein Esel blind sey?

„O das wäre nicht gut, wenn ich das nicht wüßte, antwortete der Bauer; mein Esel ist auf dem rechten Auge blind.“

„Auf dem rechten? erwiederte das Mädchen.“

„Ja, ja, auf dem rechten, schrie der Bauer; der eurige ist gewiß auf dem linken blind, denn ich sehe es euch an, daß ihr erstaunt.“

„Mit Gunst, Herr Richter! da habt ihrs, daß der Esel mein, und er der Dieb ist?“

Wie ein Windchen war die Schürze vom Kopf des Esels herunter.

„Da haben sies! mein Esel sieht auf beyden Augen sehr gut.“

Der Dieb stand beschämt da; das Mädchen bekam ihren Esel wieder, und der Bauer verfiel in eine tüchtige Strafe.

**Alle.** Das war ihm recht.

**Luise.** Aber, wie listig das Mädchen auch war.

**Adolph.** Und wenn das nicht so kam, da wurde ganz natürlich ein Prozeß daraus. Der Richter hätte den Einfall gewiß nicht gehabt.

**Maxmilian.** Daraus kann man sehen, wie viel die Gegenwart des Geistes thut.

**Franz.** Wenn diese schöne Eigenschaft dem Menschen nicht angebohren seyn müßte, so wäre es der Mühe schon werth, sich solche zu erwerben zu suchen.

**Ferdinand.** Allerdings ist Gegenwart des Geistes das Werk der Natur vorzüglich; aber, wenn sie auch von ihr versagt wurde, braucht sie immer noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, sich

solche erwerben zu können. Wenn man sich gewöhnt, immer bey sich selbst zu seyn, wenn man mehr denkt als träumt, besonders nicht zu schüchtern ist, und dreusten Muth sich faßt, der aber nicht in Vorwitz ausarten darf, so gewinnt man viel, und erwirbt sich damit einen beträchtlichen Theil von dem wieder, was uns die Natur versagte.

Wilhelm. (zu Ludwig) Ach, wenn die fortfahren wollen, so gelehrt zu reden, so bin ich hier nicht viel nütze. Ist schon schlimm genug, wenn ich mehrere Stunden bey unserm Hofmeister zubringen muß; geschweige denn, wenn ich spielen und mich ein wenig ausschäckern will.

Röschen. (sich ein Air gebend) Silentium! Ich bitte euch, laßt mich nun vollends auspacken, damit ich zu meinem Pfande wieder komme.

Karl. Wir sind in großer Erwartung.

Röschen. Wie die Frage, so die Antwort; das kann folgendes Anekdötchen beweisen, das zwar ein wenig alt und noch aus dem siebenjährigen Kriege her, aber gewiß wahr seyn soll. Da ritt ein Troß Husaren vor einem Stück Acker

 vor-

vorbey, worauf sich der Eigenthümer befand und säete. „Vortrefflich, Bruder! du thust wohl, daß du für uns säest.“ „Daß sie es doch gleich errathen müssen, antwortete der Bauer im Augenblick; ich säe so eben Hanf.“ Sie schämten sich, und ritten stillschweigend davon.

Alle. Ey der tausend, die waren witzig abgetrumpft.

Wilhelm. (zu Ludwig) Da machen sie nun wieder ein Lermen, und preisen den großen Witz, wovon ich aber zur Zeit nicht viel einsehen kann.

Ludwig. Ich selbst nicht.

Heinrich. (als ihr nächster Nachbar hat das gehört) Ihnen gefällt dieses Bonmot freylich nicht, weil sie den Stachel davon nicht gewahr werden, und doch scheint er mir so leicht zu finden zu seyn.

Ludwig. Ich weiß nicht, wohin sie damit zielen. Das müßte ein wahrer Dummkopf seyn, der das nicht gleich einsehen wollte. Ich sehe ja jeden Morgen den Hanf, den unsere Kanarienvögel zu fressen kriegen. Und nun, was ein

Husar

Husar und ein Acker ist, es wundert mich wirklich, daß sie mich für so einfältig halten.

Karl. (vor sich) Wie es denn dasmal auch nicht anders seyn mag (zu Luisen) Da setz ich meinen Kopf zu Pfande, er hats nicht verstanden, das sieht man gleich an dem Zusammenstellen der Dinge.

Leopold. Indem ihr euch streitet und streitet, hoffte ich etwas wegschnappen zu können; aber basta! es war nichts. Wißt ihr was? Ich will offenherzig seyn, und euch bitten: wo hat das spitzige Ding, von dem ihr da sprechet, seine Stacheln sitzen?

Ferdinand. Das sind wir verbunden; deine Offenherzigkeit macht dir Ehre.

Ludwig. Nun, wenn sie nicht wissen wie der Hanf aussieht, so müssen sie die Augen in ihrem Leben noch nicht aufgemacht haben.

Leopold. Wenn sich ihre Kenntniß vom Hanf nicht weiter erstreckt als bis zum Kanarienfutter, so wissen sie auch keinen Finger breit mehr, als ich. Daß das aber nicht zureichend sey, fühl ich. Denn wie könnte die ganze Gesell-

schaft dabey so laut gelacht haben, als Röschen kaum die Sylbe Hanf ausgesprochen hatte.

Karl. Nun, Herr Walther! wozu dient der Hanf noch weiter.

Ludwig (zerrt seinen Mund, rümpft die Nase, als wenn er damit sagen wollte; Je nun, das ist auch etwas rechtes, wer das weiß.

Ferdinand. Die Zeit ist edel. Sieh Leopold, der Hanf wird so gut gesponnen, wie der Flachs; und die Seiler müssen ihre Stricke daraus machen, wenn sie fest werden sollen. Daher sagte der Bauer verblümt: Ich säe Hanf, weil er nicht sagen wollte: wenn der Hanf hier, den ich säe, für den Seiler tauglich seyn wird, so kann er vielleicht die Stricke daraus machen, womit ihr gehangen werden sollet, weil ihr Spitzbuben, aber keine Soldaten seyd; denn Soldaten sind ehrliche Leute und stehlen nicht, wie ihr so eben im Sinne gehabt.

Leopold. Ah! nun sehe ich das ein. Der Bauer, das muß man sagen, war gewiß ein witziger Kopf. Es ist immer gut, wenn man aufrichtig ist. Hätte ich nicht gefragt, so hätte

ich

ich das nicht erfahren. Und nun macht mir diese Anekdote Freude. Wär ich beym Kanarienfutter stehen geblieben, so wär ich nicht klüger, als der Kanarienvogel worden.

Julchen. Zeither hat der Geist seine Nahrung gehabt; nun wollen wir auch dem Körper die seinige geben. Sie erlauben mir, daß ich mich auf kurze Zeit von ihnen entferne; ich habe von unserer guten Mutter den Auftrag, die gute Wirthin zu machen.

(Alle sagen Julchen etwas verbindliches, und sie verläßt das Zimmer.)

---

(Während Julchens Entfernung unterhält sich die kleine Gesellschaft mit allerhand Gesprächen. So unartig sich auch Wilhelm und Ludwig betragen haben, folglich eine kleine Ahndung verdienet hätten, so werden sie doch eben so artig behandelt, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ferdinands kluges Benehmen befördert besonders das allgemeine Vergnügen. Endlich kömmt Julchen zurück. Sie essen, lassen sichs wohlschmecken, sind vergnügt, und bezeugen besonders Julchen

 ihren

ihren ungetheilten Beyfall. Der größte Theil der Gesellschaft wünscht, daß man je eher, je lieber das zeither unterbrochne Spiel wieder fortsetzen möchte, und trägt endlich darauf an. Ferdinand erfüllt ihre Wünsche. Es wird abgeräumt, und Julchen, nachdem alles wieder an Ort und Stelle gebracht worden, übernimmt ihr Aemtchen wieder, das sie vor dem Essen verwaltet hatte.)

Julchen. Nun denn zu unsern Pfändern! Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Wilhelm. Dieses Pfand ist mein.

Maxmilian. (zieht) Soll eine nicht ganz bekannte Anekdote aus der Naturgeschichte erzählen.

Wilhelm. Anekdoten aus der Naturgeschichte weiß ich genug; aber, wer will das wissen, was ihnen bekannt oder unbekannt ist?

Ferdinand. Gerathen sie dieserwegen nicht in Verlegenheit; wir werden nicht zu strenge seyn.

Wilhelm. Zum Beyspiel, Anekdoten vom Elephanten.

Karl. Nur nicht allzubekannte; wer hat den Kinderfreund nicht gelesen?

Wilhelm. Da wirds sehr schwer halten, auf etwas zu treffen, was sie nicht alles wüßten. Unser Lehrbuch, wodurch wir Naturgeschichte lernen, ist in ihren Händen. Doch still! da fällt mir gerade was ein, was doch nicht allzubekannt seyn könnte. Jüngst hatte unser Papa Besuch von einigen fremden Gelehrten. Auf unsre Scheure hatte sich ein Storch ein Nest gebaut, und bey der Gelegenheit erfuhren wir folgende Geschichte. Es war einmal ein Storch —

Adolph. (heimlich zu seinen Nachbarn) Das wird sich gut zuhören lassen, er fängt schon an: Es war einmal —

Wilhelm. Ach ne! Ich muß anders anfangen. Der Storch kömmt noch nicht. Es war einmal —

Adolph. (wie vorhin) Dacht ich, er würde es gehört haben, daß das: Es war einmal, keine sonderliche Empfehlung für eine Erzählung sey; aber er bleibt dabey: Es war einmal.

Wilhelm. Es war einmal in einer Stadt, ja wie hieß nur die Stadt: Ta, Ta — das Wort schwebt mir auf der Zunge.

Karl. Lassen sie sie heißen, wie sie wolle.

Wilhelm. Ludwig, du weißt die Stadt gewiß.

Ludwig. Doch nicht Tarent?

Wilhelm. Richtig: Tarent. Also: Es war einmal in einer Stadt, die hieß Tarent

Adolph. (vor sich) O du ewiger Es war einmal

Wilhelm. Ein armes Weib, da weis ich den Namen ebenfalls nicht, wie sie hieß; daß ich doch ein so schlechtes Gedächtniß habe, und besonders Namen nicht merken kann! — Ludwig, du hast ein besseres Gedächtniß, weißt du den Namen etwa noch?

Ludwig. Heraclide hieß die gute Frau.

Wilhelm. Ja, recht. Es war also einmal in einer Stadt, die Tarent hieß, ein armes Weib, das Heraclide hieß. Der starb ihr Mann, und sie wurde zur Wittwe dadurch. Sie liebte ihren Mann so unaussprechlich, daß, da er todt

war,

war, sie einen ordentlichen Haß und Abneigung gegen ihre Wohnung hatte. Sie zog aus. Und da, wo sie hinzog, fiel ein junger Storch, es waren junge Störche beysammen, herab und zerbrach ein Bein. Still! ich hätte bald das beste vergessen. Die traurige Wittwe zog nicht etwa in ein andres Haus, sondern wohnte auf dem Gottesacker. Den kranken Storch nahm die Wittwe, und heilte sein Bein. Und da der Storch wieder gesund war, kam er einmal wieder, und hatte einen Ring, und darnach ließ er den Ring bey der Wittwe niederfallen, und da war die Wittwe wieder reich, und da sie reich war, wurde sie auch wieder froh. Nun ist das nicht eine schöne Geschichte? —

Adolph. Wirklich eine sehr schöne Geschichte. Aber wissen sie auch, warum sie bey den Meisten unter uns die Wirkung nicht gethan hat, die sie schlechterdings hätte thun müssen?

Wilhelm. Nun curios wäre ich, das zu hören.

Adolph. Aber sie werden zürnen, wenn ich ihnen die reine Wahrheit sage.

Wilhelm. Sind sie doch nicht wunderlich.

Adolph. Das vorausgesetzt; doch —

Karl. Ach, mit deinen ewigen Bedenklichkeiten, sags rein heraus, daß er schlecht erzählt hat, und damit holla!

Ferdinand. (warnend) Karl, Karl! du bekömmst gewiß heut noch einen schwarzen Nagel; denn du beleidigest sogar die Rechte der Gastfreundschaft. Wenn man nicht geübt im Erzählen ist, so wird es sogar guten Köpfen schwer. Hätte unser lieber Freund Walther unsern Spielen, wo uns dein und mein Vater im Erzählen zu üben suchte, beywohnen können, so würde er gewiß nicht so viel Fehler gemacht haben.

Wilhelm. Nun das muß ich ihnen zur Ehre nachsagen, so gütig bin ich noch nie, als von ihnen behandelt worden. Es gehet in meiner Seele etwas vor, es ist so ein gewisser Drang, daß ich sie bitten möchte, mir meine Fehler zu zeigen. Ich bin überzeugt, daß sie mich mit Schonung behandeln, und mich meiner Unwissenheit wegen nicht lächerlich machen werden.

Ferdinand. O wer das thun könnte, müßte ein sehr erbärmlicher Mensch seyn; ob gleich verschiedene sogenannte witzige Köpfe darinnen einen gewissen Vorzug suchen wollen.

Ludwig. (vor sich) Das weiß der Henker, wer meinen Bruder ausgewechselt haben muß! Er ist und bleibt doch ein wahrer Schafskopf.

Ferdinand. Wenn wir mit Liebe unsere Fehler unter einander ahnden, so müssen wir schlechterdings gewinnen. Die Fehler, die sie bey ihrer Erzählung begiengen, waren: Sie fingen damit an: Es war einmal; und dieser Anfang ist seit langer Zeit ziemlich verrufen. Zweytens hemmte den Fortgang ihrer Erzählung, daß sie weder der Wittwe Namen, noch den Ort ihres Aufenthalts wußten. Hätten sie das nicht selbst gerügt, wir würden es nicht gerügt haben, denn wir waren neugierig. Daher, wenn sie wieder einmal etwas erzählen wollen, so überspringen sie dergleichen Dinge mit Leichtigkeit und Muth; ausgenommen, sie wären zum eignen Verständniß der Geschichte schlechterdings nothwendig. Hier war das der Fall nicht. Wir wollten die

Geschich-

Geschichte eines Storchs hören, mochte sie doch bey wem oder wo geschehen seyn, wo sie immer wollte. Dann, mein lieber Freund Walther! erzählt man immer schlecht, wenn man viel Worte braucht, wo man doch mit wenigen das nemliche sagen könnte. Statt daß sie nun erzählten: Es war einmal in einer Stadt, die Tarent hieß, ein armes Weib, das Heraclide hieß, konnten sie sich kürzer ausdrücken: „Zu Tarent lebte Heraclide, ein armes Weib.“ Sie fahren fort: Der starb ihr Mann, und sie wurde Wittwe dadurch. Das war ebenfalls zu weitläuftig und unnöthig, denn jedermann weiß es, daß, wenn einer Frau der Mann stirbt, sie dadurch Wittwe wird. Kürzer hätten sie sich gefaßt: „Ihr Mann starb; sein Tod machte sie untröstlich.“ Allzugroße unnöthige Weitschweifigkeit wäre also der erste Fehler ihrer Erzählung. Der zweyte: Sie vergaßen einen Hauptumstand, er fiel ihnen hinterher erst bey, und so stellten sie das Hinterste zuvorderst. Daher ist es eine Hauptregel, daß man nichts eher erzähle, bis man es vollkommen selbst gefaßt hat; dann wird man, wenn man nicht zu leichtsinnig

ist, jeden Umstand seiner angewiesenen Reihe nach gehörig ordnen können. Ferner haben sie eine kleine üble Gewohnheit an sich. Immer und immer, meist ohne die geringste Nöthwendigkeit bedienten sie sich des Wörtchens und. Merken sie auf diesen Uebelstand, und vermeiden sie ihn aufs beste. Aber ihre Nachricht sind sie uns doch auch schuldig geblieben, wo kamen denn die Störche mit einemmal her?

Wilhelm. Ja, das hab ich wirklich vergessen.

Adolph. O ich weiß es.

Ferdinand. Da kennst du diese Anekdote schon?

Adoloh. O ja. Jüngst las ich sie mit unserm Lehrer im Aelian.

Karl. Was ist das für ein Ding?

Adolph. Es ist ein alter Naturforscher.

Ferdinand. Weil Adolph der erste Tadler war, weil er sich rühmt, diese nemliche Geschichte im Aelian gelesen zu haben, so beweise er es uns, wenn wir ihm es glauben sollen.

Adolph. Das will ich. „Zu Tarent lebte ein armes Weib, Namens Heraclide. Ihr Mann starb und sie war vor Herzeleid außer sich. Die ganze lebende Welt war ihr verhaßt, und sie suchte sich unter den Gräbern ihren Wohnplatz. Eben saß sie da in ihren Schmerz versunken, als sich auf der Höhe eines Dachs ein junges Völkchen Störche emporhub, das sich flick fühlte, und seine ersten Kräfte versuchen wollte. Einem von ihnen, der zu früh ausgeflogen war, mißlang es, fiel herab und brach ein Bein. Der guten Heraclide dauerte der arme Unglückliche; sie hub ihn auf, pflegte sein und heilte ihn. Wie er vollkommen wieder hergestellt war, so schenkte sie ihm die Freyheit, und ließ ihn fliegen. Der Storch flog fort. Aber nach einem Jahre kam er wieder, wie denn das die Sitte der Störche seyn soll. Er flog nach der Stelle seines Unglücks und fand auch da seine Wohlthäterin, die sich an den angenehmen Strahlen der Sonne wärmete. Mit einem leichten sanften Flug kam er zu ihr herab. In seinem Schnabel hatte er einen Stein, und ließ ihn auf der Wittwe Schoos fallen. Da-

bey sah er so freundlich aus, als wenn er sagen wollte: „deine Wohlthat habe ich noch nicht vergessen; nimm diesen Stein als ein Kennzeichen meiner Erkenntlichkeit wohlgefällig auf." Die Wittwe erstaunte und der Stein war ihr lieb, weil er von einem dankbaren Geretteten war. Sie nahm ihn, bewahrte ihn in der Nähe, als ein kleines Heiligthum. Die Nacht kam. Der Schlaf überraschte sie. Mitten aus ihrem Schlummer erwachte sie. Noch war es Nacht, tiefe düstre Nacht; und doch umgab sie ein so heller Schein, als wenn die Sonne für sie allein aufgegangen wäre. Sie untersuchte es, und fand, daß dieser Schein der Schein ihres vom Storch gebrachten Steins war. Am Morgen zeigt sie den Stein einigen verständigen Leuten, die ihr versicherten, daß er von unsäglichem Werthe sey. Sie verkauft ihn; ihre Armuth hat nun ein Ende, und sie ward eine der reichsten Frauen in der ganzen Gegend umher.

Ferdinand. Adolph hat die Geschichte gut erzählt. Es freut mich.

Wilhelm. Ich selbst habe ihm mit Vergnügen zugehört. O es ist doch etwas schönes, wenn einer so erzählen kann.

Karl. Und das können wir alle. Den Beweis davon haben sie schon an zweyen, und von uns übrigen läßt sichs kaum anders erwarten. In den Erzählungsstunden, wobey gewöhnlich unsere Väter sind, da sollten sie ihr blaues Wunder hören. Auf künftigen Donnerstag haben wir sie wieder, und wollen sie ihr beywohnen, so sollen sie uns recht angenehm seyn.

Wilhelm. Das möchten sie mir nicht zweymal sagen, und ich wäre gewiß von der Parthie. Aber, wenn man nun erzählen soll, und doch weiß man nichts, da möchte es schlimm aussehen.

Ferdinand. Bewahre! Sie können sich, noch ehe sie unsern Zirkel betreten, zu Hause schon auf ein Geschichtchen vorbereiten. Alles, was uns erzählt wird, muß uns willkommen seyn. Unsere Väter zeigen uns dann die Fehler, die wir gemacht haben. Bisweilen wählt der Vater selbst eine Geschichte, erzählt sie uns, und so wie er fertig

tig ist, muß einer nach dem andern sie nacherzählen.

Wilhelm. O das ist scharmant! ganz scharmant! Ja da wunderts mich nicht, daß sie ihre Sachen so gut machen. Ich hätte wirklich ein Lüstchen, sie künftigen Donnerstag zu besuchen.

Alle. Es soll uns lieb seyn, halten sie nur Wort.

Julchen. Nun, was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Luise. Nur was leichtes und was gutes, denn das Pfand ist mein.

Maxmilian. Wie es kommt, so marschirt es. Soll seinen größesten Appetit angeben, und ihn auf der Stelle zu befriedigen suchen.

Karl. Ah! wie sie das machen wird, bin ich neugierig. Melonen das ist ihr höchster Appetit, aber wo die hernehmen! jetzt auf der Stelle ist es wenigstens eine Unmöglichkeit.

Luise. Könnte eben nicht sagen, daß mich jetzt nach Melonen lüsterte. Aber Kirschen möcht ich brechen.

Karl. (lacht über laut) Ey, wie Luischen so treuherzig ist! Nun hat sie's doch gestanden, und kann keine Genüge leisten. Jetzt kann man wohl Kirschen brechen!

Luise. Wenn man sich immer nur um andere Leute zu bekümmern hat, wie unangenehm muß einem das Leben nicht werden! man wird ja seines eigenen nicht froh. Höre, lieber Karl! ich bitte dich, rathe mir in meiner Verlegenheit.

Karl (merkt es nicht, daß Luisens Bitte Ironie ist) Ja, wer heißt dich einen so unüberlegten Appetit haben. Da ist weiter nichts zu thun, man unterwirft sich der Strafe, und handelt ein andermal überlegter.

Luise. Nun das muß ich sagen, daß mir mein Verstand beynahe stille steht! Der nemliche Karl, der in dieser Stunde mehr als eine Unüberlegtheit begieng, ist mit einemmal so überlegend geworden, daß er schon ziemlich guten Rath zu geben weiß. Aber kund und zu wissen sey hiermit! daß wir diesesmal uns selbst aus dieser Verlegenheit reißen können. Und so will ich denn meinen Appetit, Kirschen zu brechen, sogleich stillen.

sen. (Geht zu Julchen, drückt ihr die Lippe ganz sanft in die Form einer Kirsche, und küßt diese dann; geht zu den übrigen und macht es eben so.)

Karl. Nun ja, da haben wirs doch, daß sie sich ziemlich witzig davon schleicht.

Luise. (nachdem sie durch die Reihe der Mädchen hindurch ist) So; nun wäre mein Appetit so ziemlich gestillt. Aber nach einer einzigen lüstert mich doch noch. (Sie gehet zu Maximilian, und macht es, wie bey den Mädchen.)

Alle übrige Knaben. Wie? der wird ausgezeichnet, und wir sollen nur allein die untragbaren Bäumchen seyn?

Luise. Nununu! ihr lieben Bäumchen, erfriert nur nicht gleich, wenn euch ein kleines Windchen trift. Manche eurer Früchte haben einen ganz eignen Geschmack, doch laßt sehen, ob sie sich nicht gebessert haben könnten. (Sie küßt die Knaben alle, wie sie die Mädchen küßte, und sagt bey jedem: das ist ein scharmantes, ein herrliches, ein liebliches Bäumchen geworden; nur bey Karln, zu dem sie zu allerletzt gehet, ihm nur

die Lippe drückt, aber nicht küßt, ruft sie aus: Bäumchen, nur du bist noch das alte Bäumchen! noch immer dir gleich? Siehst du, du übertreibst dich, und dann sind deine Früchte, die du trägst, unzeitig und haben keinen guten Geschmack. Wirst du nur eine einzige wahre schöne Kirsche hervorbringen, so will ich mich freuen — vor der Hand aber muß ich dich ein bischen hungern lassen.

Alle. O, der war abgeführt! (Ein jeder aus der Gesellschaft neckt ihn, jedoch aber auf eine gutmüthige Weise.)

Karl. Mit der Zeit wollen wir schon Gleiches mit Gleichem vergelten.

(Luise erhält ihr Pfand zurück, und setzt sich wieder auf ihren Platz.)

Julchen. Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Leopold. Nun seht mir einmal, da bin ich schon wieder dran. Nur hübsch gnädig, will ich mir ausbitten. Alles, nur keine Luftsprünge!

Luise. Freylich, freylich! weil du so dick und unbehäglich bist.

Max-

Maxmilian. (der den Zettel in der Stille erst gelesen hat) Nun dasmal kömmst du wohlfeiler weg.

Leopold. Und wie so?

Maxmilian. Soll eine Bildsäule vorstellen, wo jeder aus der Gesellschaft bald etwas hinzusetzen und bald wieder etwas davon nehmen kann.

Leopold. Ja dasmal bin ich wirklich zufrieden, wenigstens wird meine Rolle sehr geruhig seyn.

Luise. Das wollen wir sehen, ob du am Ende eben noch so zufrieden seyn wirst.

Adolph. Damit er aber doch einer Bildsäule so ähnlich als möglich werde, wollen wir ihn auf ein Piedestal stellen.

Leopold. Mit Erlaubniß, ich werde mich nicht eher stellen lassen, wenn ich nicht zuvor weiß, was Piedestal ist?

Adolph. Das kannst du gelegentlich erfahren. Piedestal oder Fußgestelle ist einerley.

Leopold. Hättest du das gleich gesagt, so hätten wir diese Umständlichkeiten alle nicht nöthig

 gehabt;

gehabt; ich wüßte nicht warum ich ein fremdes Wort wählete, wenn ich ein deutsches dafür haben könnte.

Ludwig. (etwas höhnisch) Nun, wer das nicht einmal weiß, der versteht wohl gar kein französisch.

Adolph. Ach, was wollen wir da erst so viele Weitläuftigkeiten machen. (Er holt eine kleine Bank, worauf man gewöhnlich die Füße zu stellen pflegt.) Hier! Adolph befiehlt dir, stelle dich darauf. Und nun Mensch sey blind, taub und stumm und verwandle dich auf mein Geheiß in einen Stein.

(Karl stehet auf der Bank als Bildsäule.)

Luise. (geht zuerst zu ihm) Hm! Diese Bildsäule ist noch ziemlich roh. Gesetzt, die Nase blieb so, wie sie jetzt ist, möchte der Künstler, wenigstens mit dem Gesichte nicht viel Ehre einlegen. Große Genies müssen große Nasen haben. Heraus, ein gutes Theil heraus muß diese Stumpfnase. (Sie zupft ihn etwas derb bey der Nase)

Leopold. Pfuy Teufel, das that weh. Wettermädchen! hättest mir bald die ganze Nase weggerissen.

Luise. (fährt verstellt erschrocken zurück) Ah! ein Geist; ein Geist! dieser rohe Steinklumpen kömmt zur Sprache.

Maxmilian. Zittere nicht, gutes Luischen, wir wollen dem Geiste die Sprache sehr bald nehmen. Ich hab einen Theil seines Auftrags herzulesen vergessen, und der lautet so: sobald die Bildsäule nur eine Sylbe sich verlauten läßt, so ist sie dimittirt, und das Pfand bleibt unausgelöst.

Leopold. Das mag ein andrer aushalten, und ich nicht. Ich merke nun schon, wo das alles hinauslaufen wird. Aber wird mirs zu toll, so lasse ich das Pfand im Stiche.

Maxmilian. Dann kömmt es nebst dem Zettel der Auslösung wieder an seinen ersten Ort; und du wirst dir es nur erschweren. Willst du mir freundschaftlich folgen, was ich dir rathe, so wirst du leichter durchkommen. Dulde aus; diese

wenigen Minuten, denn länger dauert der Spaß gewiß nicht, sind ja keine Ewigkeit.

Julchen. Und wenn Luise auch etwas leichtfertig war, so ist es die Folge nicht, daß wir es alle seyn werden.

Leopold. Nun du bist doch noch ein Goldmühmchen! das muß ich selbst sagen. Mag es seyn; ich will die Lust nicht stören, und will mich augenblicklich in eine Statüe wieder verwandeln.

(Die Gesellschaft eins nach dem andern geht um ihn her. Eins hebt ihm die eine Hand in die Höhe, das andre drückt sie wieder nieder; eins bringt ihn in die Stellung, daß er mit gebognem Knie das eine Bein über das andre legt, und das andre rückt ihn in seine erste Situation; eins bringt ihn in die Stellung eines, der einem andern winken soll; das andre richtet ihn, als wenn er eine Prise Schnupftoback schnupfen wollte; eins bringt ihn in die Stellung eines Knieenden, der den Kopf auf seine Hand gestützt hat, das andre bildet ihn in einen Betenden um; eins stellt ihn mit ofnem Munde, als gähnte er, dar; das andre spitzt ihm das Mäulchen; eins öfnet

ihm

ihm die Augen wieder; das andre drückt sie ihm zu; eins legt ihm die Arme in einander, senkt den Kopf ihm, und drückt ihm die Augen zu, als schlief er; das andre bringt ihn in die Stellung eines lustgen Komplimentenmachers; ein andres legt die Hände ihm auf den Rücken. Kurz ein Jedes läßt ihn bald leichter, und bald schwerer durch, nachdem es seine Laune hat. Wie sie alle durch sind, so wird Leopold entlassen, und empfängt sein Pfand zurück.)

Leopold. Huhuhu! das war kein leichter Posten. Bey solchen Gelegenheiten lernt man seine wahren Freunde recht trefflich kennen Dasmal mags so gut seyn; aber alles, alles habe ich mir hinter's Ohr geschrieben, um bey Gelegenheit das Wiedervergeltungsrecht ausüben zu können.

Luise. Du könntest mich dauern, wenn ich jetzt Zeit hätte.

Leopold. Spaße nur nicht. Kömmt Zeit, kömmt Rath; dann sollst du schon sehen, wie ich dich auslachen will.

Julchen. Aufgemerkt! Es ist schon wieder ein neues Pfand da. Womit wird sich das auslösen sollen?

Ludwig. Nun komm ich doch endlich auch daran. Ich glaubte, mein Pfand würde gar nicht herauskommen.

Maxmilian. Wenn ihnen nur das lieb seyn wird, was ich ihnen ziehen werde. Er soll hinaus gehen, und wenn er wieder herein kommt, soll er das finden, was ihm nach Anleitung eines Hämmerchens oder Schlüssels angewiesen wird, und was die Gesellschaft, ohne daß er es hörete, unter einander bestimmt hat.

Ludwig. Ich glaube, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin; aber, wer das errathen kann, was damit gemeynet ist, den möchte ich sehen.

Ferdinand. Erlauben sie mir, daß ich es ihnen erörtere; denn ich gebe zu, daß sich der Zettel etwas unbestimmt ausgedrückt hat. Die Hauptsache bestehet darinnen.

Fritz. Ah! dawider appelliren und protestiren wir. Es sind schon so viele Pfänder ausgelöset

gelöset worden, und noch keinem ward es so leicht gemacht.

Ferdinand. Alles nach Umständen. Auch bey meiner Erläuterung wird die ganze Gesellschaft ganz gewiß Vergnügen finden. Um alle unangenehme Weitläuftigkeiten zu vermeiden, bitte ich die Gesellschaft, mir es zu erlauben, sagen zu dürfen, was der Auslöser des Pfandes zu machen habe. Wenn ich ihm auch sage: was er zu machen habe, so wird es doch noch zu erwarten stehen, wie er es ausführen wird. Und eben das Wie wird es bestimmen, ob er sein Pfand wirklich auslösen wird oder nicht.

Fritz. Nun, wenn das wirklich so ist, so wollen wir es uns gefallen lassen.

Ferdinand. Die Forderung, unter welcher ihr Pfand also ausgelöset werden soll, bestehet vorzüglich darinnen: Sie gehen hinaus. Wir hier unter einander wurden eins, daß sie das oder jenes in der Stube suchen sollen. Man ruft sie, sie kommen herein. Einer von uns hat einen Schlüssel in der Hand, und indem sie anfangen zu suchen, klopft der Schlüssel ganz leise;

je näher und näher sie dem Gegenstande kommen, den sie suchen sollen, desto lauter klopft der Schlüssel, und wird dann am allerlautesten, wenn sie es errathen haben, was sie suchen sollten.

Ludwig. Gut, nun verstehe ich alles. Und klopft nun der Schlüssel richtig, so will ich es sehr bald gefunden haben.

Adolph. (heimlich zu seinen Nachbarn) Der stellt sich das so leicht vor, und ich wette, Stunden vergehen, und wir sitzen noch da, und er weiß nichts.

Karl. Aber, liebes Waltherchen! das wollen wir uns ausbitten, horchen dürfen sie nicht. Denn sehen sie, unsere ganze Thür ist mit einer geheimen Schwärze angestrichen, wer sein Gesicht auflegt, bekommt einen schwarzen Ring.

(Alle fangen an, in ein lautes Gelächter auszubrechen.)

Karl. (fährt ununterbrochen fort) Nun wissen sie erstlich, daß ein schwarzer Ring ein gar sehr verrätherisches Kennzeichen ist, und dann wissen sie auch, wo wollten wir Wasser bekommen, sie abzuwaschen, denn von unsrer Hanne,

die sie doch auch kennen, bekommen wir wenigstens nicht einen einzigen Tropfen.

Ludwig. Es ist ja gut; ich gehe schon.

(Die Gesellschaft war unter einander eins geworden: Ludwig solle Julchen einen Schlüssel aus der Tasche holen; die Commode, wozu der Schlüssel gehört, im Zimmer aufsuchen, ein Halstuch aus dieser herausnehmen, und es Julchen umthun. Ludwig wird gerufen. Ferdinand hat es über sich genommen, den Sucher durch das Klopfen eines Schlüssels zu leiten, um ihm die dazu nöthige Erleichterung zu schaffen.

Ludwig tritt herein. Sogleich fängt Ferdinand mit dem Schlüssel an, ganz leise auf den Tisch zu klopfen.)

Ludwig hält seinen Umgang, und spitzt die Ohren gewaltig, ob sich des Schlüssels Musik nicht bald verstärken werde; nach und nach erhebt sich das Klopfen, und das ist das glückliche Zeichen, daß er (als er in der Nähe bey Julchen sich befindet) in der Gegend der bestimmten Person sey, bey welcher er etwas zu suchen habe. Endlich stehet er vor ihr selbst. Der Schlüssel klopft

stark zum Zeichen der Gewißheit, daß er die rechte Person getroffen habe. Er berührt Julchen; noch tönet der Schlüssel fort; er berührt sie bald da, bald dort, und der Schlüssel klopft leiser; er streichelt Julchen sanft, küßt sie sogar; aber der Schlüssel klopft doch nur leise. Ludwig fährt mit seinen beyden Händen von Julchens Kopf bis auf den Ort, wo sie ihre Taschen hängen hat, herab, und immer ward der Schlüssel lauter, und ganz laut, wie er an den Ort kömmt, wo die Tasche hängt, worinnen sie den bestimmten Schlüssel hat. Ah! denkt er, nun ists gut. Hier ist eine Tasche, darinnen befindet sich gewiß, was du zu suchen hast. Er greift in die Tasche, der Schlüssel klopft laut. Er findet ein kleines Karlsbader Messerchen. „Victoria! ruft er, nun habe ichs gefunden; aber so stark sein Jubel war, so schwach tönet jetzt das Klopfen des Schlüssels. (Die ganze Gesellschaft lacht.)

Karl. Nununu! sagt ichs doch, der wird bis morgen suchen, ehe er es findet.

Ludwig. Noch verzage ich nicht. Nur Geduld! Wars das Messer nicht, so ists was anders,

ders, bin ich doch auf dem rechten Flecke. (Er findet in der Tasche einen Schlüssel, nimmt ihn heraus. Ferdinands Schlüssel klopft ganz laut, zum Kennzeichen, daß ihm der Fund gelungen sey. Aber was nun mit dem Schlüssel machen? denkt er bey sich, und entschlüßt sich, solchen Ferdinand zu übergeben, um zu versuchen, ob er nun seines Auftrags entlediget sey? Aber er erfährt das Gegentheil.)

„Ey, ey, ruft er aus, nun gerathe ich erst in Verlegenheit; die weit stärker, als die vorhergehende war. Wer nun wüßte, welchem Schloß dieser Schlüssel gehöre! Denn darauf läufts doch hinaus. Bald besieht er Commoden und Schränke, die im Zimmer stehen, bald besieht er den Schlüssel. Ja, ja, ruft er, es ist kein andrer als ein Commodenschlüssel.“

Kaum hat er das gesagt, so klopft Ferdinand schon wieder lauter als vorher.

Ludwig. Ah! ich verstehe; es ist nun ganz gewiß ein Commodenschlüssel! Aber es sind hier im Zimmer ihrer zwey befindlich.

(Er

(Er gehet an die eine, ist aber an der unrechten; denn der Schlüssel klopft schon wieder leiser. Er gehet an die andere, und der Schlüssel wird lauter, Wink genug für ihn, daß er nun auf dem rechten Flecke sey.)

Ludwig. Schön! schön! nun werde ich meiner Sache immer gewisser. Eins von den Schubfächern wird der Schlüssel gewiß öfnen.

(Er steckt den Schlüssel an ein unrechtes Schloß; das Klopfen des Schlüssels schwächt sich.)

Ludwig. Wenns weiter nichts ist, das ist leicht nun zu bestimmen; drey Schlösser sind bald versucht, und dann bist du, gutes Schlüsselchen, gewiß sehr bald zum Schweigen gebracht.

(Er steckt endlich den Schlüssel an das rechte Schloß. Das Klopfen Ferdinands tönt nun zum sichern Kennzeichen weit stärker als zuvor.)

Ludwig. Victoria! Victoria! Nun bin ich doch wohl fertig.

Luise. Gehorsame Dienerin. Hören sie denn nicht, daß der Schlüssel schon wieder schwach klopft? müssen sie nicht daraus schlüßen, daß sie noch weiter müssen?

Ludwig. Aber hört, das ist doch ein wenig zu arg.

Luise. Nur Geduld! es wird, es muß noch besser kommen.

Ludwig. So? da könnt ihr mich bis an den jüngsten Tag herumvexiren.

Luise. Je länger hier, desto später dort, dächt ich, und sie expedirten sich weiter.

Ludwig. Werde also das Köpfchen von frischem wieder anstrengen müssen. Ich schlüße daher so: Hat man einmal einen Schlüssel in seinem gehörigen Schlosse, so muß man vermuthlich aufschlüßen wollen, und das will ich denn vor der Hand auch thun.

(Der Schlüssel klopft stark.)

Ludwig. Dacht ichs doch gleich, daß ich es getroffen haben würde. Nur getrost; ich komme gewiß zu meinem Zweck. Ferner: man schlüßt doch gewiß kein Schubfach eher auf, als bis man entweder etwas hineinlegen oder herausnehmen will. Im erstern Fall bin ich nicht, denn was hätte ich hineinzulegen; im zweyten muß ich mich also befinden.

Er ziehet das Commodenfach heraus, und der Schlüssel klopft schon wieder stärker. Wie Ludwig diese geöfnet hat, fährt er zurück, und ruft voller Verwunderung:

„Potz Schürzen! Mützen und Tücher! Und wie das in der allerscharmantsten Confusion da liegt, beym Thurmbau zu Babel kann das kaum so ordentlich ausgesehen haben.

Julchen. Nur nicht; das möchte ich m'r doch verbitten. Ich liebe die Ordnung, und meine Sachen müssen auch ordentlich seyn.

Ludwig. Wissen sie was, ehe ich noch eine Hand anrühre, so betrachten sie sich das schöne Quodlibet zuvor.

Julchen. (steht auf) Nun den Schimpf kann ich unmöglich auf mir sitzen lassen. Ich muß mich mit eignen Augen überzeugen.

(Sie erschrickt, wie sie die Verwirrung sieht.) Himmel, was ist das? Wer ist mir über meine Commode gerathen. Das müssen wenigstens Diebe gewesen seyn.

Karl. Liebes Schwesterchen, gieb dich zufrieden; die Lüsternheit, etwas von deinen Kleidungs-

dungsstücken zu einem gewissen Endzweck benützen zu wollen, machte deine brüderliche Liebe so dreust, diese kleine Verwirrung anzustiften; denn, auf Ehre! das mußte dir recht sehr geschwind zugehen. Gedulde dich, bis wir werden alleine seyn, dann löse ich das ganze Räthsel. Jetzt aber, dächt ich, hielten wir das Spiel nicht länger auf, und erlaubten unserm Freunde seines Auftrags, so bald als möglich, los zu werden. —

Julchen. Dein Glück! daß wir in Gesellschaft sind.

Ludwig. Ob ich mich gleich freue, daß ich an all der Verwirrung keinen Theil gehabt habe, so hat es doch auch — Beschwerden, den rechten Gegenstand von so vielen treffen zu müssen. Doch, aus der Noth wird öfters eine Tugend, und somit will ich denn nur gleich Stück um Stück auspacken. Wenn der Schlüssel am stärksten tönt, so hab ich es getroffen.

(Wie er auf ein Halstuch stößt, so klopft es ganz stark.)

Ludwig. Nun, der Berg, den Göttern sey Dank! wäre abermals überstiegen. Aber

nicht wahr, von nun an fängt das Schlüsselchen wieder an, schwach zu klopfen?

(Was er sagt, geschieht auch wirklich.)

Ludwig. Sagt ichs nicht! So hätten wir denn von neuem wieder zu überlegen. Was man wohl mit einem Halstuch anzufangen habe? Das werde ich vermuthlich einer von den anwesenden Damen umgeben sollen, denk ich mir, und nun Schlüsselchen! habe ich wohl falsch gedacht?

(Der Schlüssel klopft jetzt stärker.)

Ludwig. Ja, ja, das Zutrauen hatte ich im Voraus schon, daß wir einander verstehen würden. Aber es giebt der Damen mehrere; bey welcher nun soll ich diese süße Pflicht ausüben? Fremde Sachen hat das ordentliche Julchen gewiß nicht in ihrer Commode, darum gehört dieses Halstuch gewiß ihre.

(Er gehet zu ihr, giebt es ihr mit galanter Artigkeit um, und der ganze Zirkel klatscht ihm allgemeinen Beyfall zu.)

Ludwig. Sauer ist mir es genug geworden, das brauche ich nicht erst zu gestehen. Indessen

dessen freue ich mich, daß ich doch noch so weggekommen bin.

Maxmilian. Das ist das erstemal, daß ich dieses Spiel auf diese Weise gesehen habe.

Luise. Es hat sehr viel ähnliches mit dem sogenannten Suchen der Nadel. Das wurde jüngst bey der Tante gespielt.

Ludwig. Und wie war denn das?

Luise. Da mußte eins ebenfalls aus dem Zimmer gehen, indessen steckte die Gesellschaft eine Nadel an irgend einen verborgenen Ort; man rufte den Sucher herein, und nun wurde, wie es hier bey uns Vetter Ferdinand machte, mit dem Schlüssel das Kennzeichen angegeben. Aber hört, da war ein junger Kaufmann aus Frankfurt am Mayn dabey; der versuchte es, dem Suchenden durch die Musik es anzuzeigen, indem er immerfortwährend auf dem Flügel spielete. Entfernte sich der Sucher von seinem Ziel, so gieng das Instrument ganz piano, und war er wieder in der Nähe seines Gegenstandes, dann rauschte es eben so reitzend stark, als es vorher sanft und leise tönete. Ihr könnt mirs

 glauben,

glauben, die meisten in der Gesellschaft vergaßen beynahe ihre Augen dabey, und wurden ganz Ohr. Mein Vater war so entzückt darüber, daß er es öffentlich gestand, diese Scene wäre ihm interessanter, als manche Oper gewesen.

Ferdinand. Das muß schon ein großer Virtuos gewesen seyn, denn äußerst wenige, selbst sehr gute Clavierspieler haben nur äußerst selten so viele musikalische Gegenwart des Geistes, um das hervorbringen zu können.

Maxmilian. Ich will gern zugeben, daß das recht schön klingen mag; aber wer nun auf dem Instrument nicht so viele Fertigkeit besitzt, der thut, meines wenigen Erachtens, besser, wenn er sich lieber an den Schlüssel hält. Dazu braucht man wenigstens kein Virtuos zu seyn, und erfüllt jedoch dabey seine Schuldigkeit so gut, wie jener.

Heinrich. Aber liebes Luischen! aufrichtig muß ich dir gestehen, daß die Art und Weise, wie Ludwig sein Plänchen ausführen mußte, weit interessanter ist. Ist die Nadel gefunden, so

ist

ist der ganze Spaß vorbey. Hier aber hat man mehr nachzudenken. Ist das nicht wahr?

Julchen. Ganz richtig. Und dann, wenn eins oder das andere sich wohl will, so werden heimliche Winke gegeben; man tappt ein wenig zum Schein herum, und ehe man sichs versieht, ist die Nadel da. Das, wenn man so zusiehet, wird einem gewissermaßen ärgerlich.

Adolph. Aber hört, das Spielchen, dächte ich, könnte man Stunden lang treiben, ohne daß man es überdrüßig würde.

Leopold. Ja, du und ich, wir sind auch die rechten Leute, die sich so gern in Bewegung setzen.

Adolph. O ich, das versichere ich, bin gewiß dabey.

Ferdinand. Nun bey unserer nächsten Gesellschaft soll es geschehen, jetzt wollen wir nur erst die übrigen Pfänder aus ihrer Gefangenschaft erlösen.

Julchen. Also, nun aufgeschaut, meine Herren und Damen! Hier ist ein neues Pfand, was soll das thun?

Adolph. Das ist mein.

Maxmilian. Soll sich von einem jeden mit einer Blume vergleichen lassen. Doch muß das Gleichniß von der Person, die es gemacht hat, auf der Stelle gerechtfertiget werden; widrigenfalls setzt es ein neues Pfand. August mache sich daher auf den Weg.

Adolph. (geht zuerst zu Wilhelm) Nun, mein Herr! mit welcher Blume vergleichen sie mich?

Wilhelm. Mit der Wasserblume, denn sie lebt nur in und durch Feuchtigkeit.

Adolph. Aha! das geht darauf, daß ich immer dem Bierkruge zuspreche. Und du, gutes Christelchen! mit welcher Blume vergleichst du mich?

Christelchen. Mit dem Schneeglöckchen, das eben so gut unter Schnee und Eis als in der schönsten Witterung fortblüht, und dem Schicksal durch seine Gelassenheit trotzt.

Adolph. Aha! merkst du was? Das war eine Anspielung auf mein bekanntes Phlegma.

Nun,

Nun, Herr Ludwig Walther! womit vergleichen sie mich?

Ludwig. Mit der Schwerdtlilie, die, wenn man mit ihr zu vertraut wird, eine gelbe Nase hinter sich läßt.

Adolph. So? Sie haben gewiß das gelbe Fleckchen von vorhin gleich wieder weggewischt? Heinrich, womit vergleichst du mich?

Heinrich. Mit dem Dornenstrauch, der auch dem ärmsten Lämmchen sein bischen Wolle nimmt.

Adolph. Bey dergleichen Gelegenheiten bekömmt man doch zu erfahren, wie stärkend ein gutes Gedächtniß ist. Hast dus noch nicht vergessen können, daß ich dir jüngst deine Nüsse alle abgewann? Nun Röschen, dein Gleichniß?

Röschen. Ich vergleiche dich mit der Radenblume, die unter dem Blumenvölkchen unbekümmert dahin lebt, wozu man sie eigentlich gebrauchen könnte.

Adolph. Gnädig genug. Und was wird Karl zum Besten mir geben?

Karl. Mit der Klatschrose vergleiche ich dich; sapienti sat.

Adolph. Höre, das war nicht wenig impertinent. Wo bin ich je eine Klatsche gewesen?

Karl. Ey, über die liebe Unschuld! Zwischen drey Tagen liegt noch lange keine Ewigkeit, und da fiel mir noch so etwas ein.

Luise. Ach laßt das Disputiren seyn! Ich, lieber Adolph, vergleiche dich mit dem Knoblauch, den man, worein er sich einmal gemischt hat, nicht leicht wieder los wird.

Adolph. Richtig! Besonders bey hübschen Mädchen, da hält es schwer, mich los zu werden. Womit vergleichst du mich, August?

August. Mit dem Buchsbaum, der sich Sommer und Winter gleich bleibt, in Hinsicht deines Charakters.

Und du, lieber Franz?

Franz. Ich vergleiche dich mit der Ranunkel, die eben so viel Blätter hat, wie du Launen.

Und Friederickchen?

Friederickchen. Die vergleicht dich mit der Narzisse, dem Bilde der Eitelkeit.

„Aha!

„Aha! ich verstehe den Wink. Sie ertappte mich gestern beym Spiegel. Das war just nicht Eitelkeit; es war nothwendig.“

Röschen. Es war gewiß, wie dir die Köchiu einen kleinen Küchenzettel in das Gesicht gehängt hatte.

Adolph. Du vertracktes Mädchen, halte dein Plappermäulchen, du könntest einen mit der Wahrheit ins Geschrey bringen.

„Aber mit welcher Blume wird mich Ferdinand vergleichen?“

„Mit der Sommerrübsenblüthe, dem Tummelplatz der Bienen und der Schmetterlinge.“

„Und Leopold?“

„Mit der wilden Kastanie, die schöne Blüthen, aber schlechte Früchte trägt.“

„Auch wieder ein Stich. Ich verstehe. Unter diesen Blüthen denkst du doch an mein letztes Versprechen, das noch nicht in Erfüllung gebracht worden ist? Morgen solls geschehen. Dem Himmel seys gedankt, daß ich durchbin.“

Julchen. Nein, nein, so haben wir nicht gewettet.

„Auch du hast ein Lüstchen, mich mit einer Blume vergleichen zu wollen?“

„Und das stark.

„Sollst es gleich erfahren. Ich vergleiche dich mit der Kornblume, die uns auch als Unkraut gefällt.

„Recht sehr obligirt.“ Und damit ich bey keinem anstoßen will, so frage ich dich, Maxmilian! womit vergleichest du mich?

Maxmilian. Mit der Pappel. Ein kleiner Windstoß, und jedes Blättchen plappert.

Adolph. Zugegeben! Aber nun trag ich mein Blumen- und Blüthenkörbchen gelassen fort. Die liebe Wahrheit hat mir nebenbey auch etwas mit aufgepackt. Und Wahrheit soll schwer zu tragen seyn. Nun setz ich aber mein Körbchen wieder ab, und erbitte mir mein Pfand zurück.

Julchen. Das du auch haben sollst. Was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte.

Fritz. Ah! das ist mein. Was wird doch da herauskommen?

Maxmilian. Soll die Augenprobe aushalten.

Friz. Das verstehe ich nicht.

Ferdinand. So soll dirs erklärt werden. Du trittst vor jedes von uns; siehst ihm starr in die Augen. Sobald dieses das Auge niederschlägt, bist du deines Amts entlediget, und gehst weiter. Schlägst du aber das Auge zuvor nieder, so giebst du ein neues Pfand, und deins das bleibt ebenfalls.

Friz. Verstanden; aber das Ding ist doch nicht so leicht, wie ich mir eingebildet habe.

Röschen. Ja, ja, ein offenes, festes Auge zeigt ein aufrichtiges Herz.

August. Richtig! Drum sagt man auch: dem traue ich nicht; er kann einen nicht mit offenen Augen ansehen.

Friz. Nun, wenn das das Kennzeichen seyn soll, so will ich es beweisen, daß ich ein aufrichtiger Mensch bin.

(Friz stellt sich vor jedes hin, und sieht es mit unverwandten Augen an. Wo er zeither stand, sanken die Augen. und er behält den Preiß.

Preiß. Darauf stellt er sich vor Ferdinand. Sie haben sich über 5 Minuten starr angesehen.)

Luise. Was soll aber nun am Ende da herauskommen? Die sehen sich so starr an, daß man glauben müßte, die Augäpfel würden ihnen im Kopfe stehen bleiben.

Karl. Du hast Recht. Die sehen sich einander an, und wir werden am Ende aus lieber Langeweile zu gähnen anfangen. Ich dächte, nun wär es genug.

Alle. Ja. Nun soll es genug seyn!

(Ferdinand und Fritz verlassen ihren Posten.)

Wilhelm. Unter allen Auslösungen der Pfänder hat mir dieses am wenigsten gefallen.

Ferdinand. Jedes hat seinen eignen Geschmack.

Julchen. Zugegeben. Mir aber scheint diese Uebung weder überflüßig noch unangenehm. Bey vielen Menschen ist es nur eine üble Angewohnheit, daß sie die Augen niederschlagen, wenn ihnen der Blick eines Andern begegnet. Ihr Herz ist aufrichtig und unbescholten. Wer sie aber nicht kennet, der schreibt es andern Ursachen

zu.

zu. — Wohl dem, der jede seiner Geberden vollkommen in seiner Gewalt hat.

Wilhelm. Wenn man genau darüber nachdenkt, so hat Julchen recht.

Ludwig. Wie man es nimmt. Auf diese Weise müßte der immer ein ehrlicher Mann seyn, der uns mit festen unverwandten Augen ansehen könnte, und in seinem Innern dürfte doch der Schalk verborgen seyn.

Ferdinand. Auch dieser Einwurf hat viel Wahres. Aber Ausnahmen von der Regel, sind die Regeln nicht selbst. —

Maximilian. Es kann Menschen geben, die das aufrichtigste Auge heucheln, und Dreustigkeit genug dazu besitzen. Allein zum Glück der Menschheit sind es ihrer nicht so viel, und der alte Erfahrungssatz wird durch sie keinesweges über den Haufen geworfen. Indessen hat Fritz seine Sachen gut gemacht, und es ist ihm zu wünschen, daß er auch im Ernst so gut bestehe, wie er im Scherz seine Probe bestanden hat.

Julchen. Ich kann also aufs neue doch wieder fragen: was soll das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Maximilian. Soll seinen Lebenslauf erzählen. Wem gehört das Pfand?

Karl. Ich kann es nicht läugnen, es gehört mein.

Heinrich. Den wollte ich mit wenig Worten erzählen, wenn ich es für ihn thun sollte.

Karl. Neugierig wäre ich, es zu hören.

Heinrich. Er lebte, aß und trank. Da er aber das nicht mehr konnte, so starb er.

Karl. Wenn auch dein geborgter Einfall, den man jetzt belachte, noch witziger wäre, so fehlt ihm doch die erste Eigenschaft: er ist nicht wahr. Da nun deine Ausgabe meines Lebenslaufes ganz falsch ist, so will ich ihn lieber selbst besorgen, in Hoffnung, ein geehrtes Publikum wird mir Glauben beymessen. Aufrichtigkeit wird mir bey dieser Erzählung eine heilige unverbrüchliche Pflicht seyn. So viel zur Vorrede. „Daß ich auf die Welt gekommen bin, hat seine

gute

gute Richtigkeit, denn wie könnte ich sonst im Stande seyn, ihnen meinen Lebenslauf zu erzählen. Der Himmel gab mir, nicht, als wenn ich es schon verdient hätte, sondern, daß ich es erst verdienen solle, so gute Eltern. Kaum zur Welt gebohren, zeigte sich meine edle Mutter, als meine größeste Wohlthäterin. Viele Kinder sollen das Unglück haben, daß entweder ihre Mütter aus Kränklichkeit und Unvermögen oder aus Geringschätzung sie gerade zu der wichtigsten Zeit ihres Lebens verlassen; denn wo ist der Dienst, den man uns leistet, größer, als in den Augenblicken, wo man sich selbst nicht helfen kann? Ich wußte zwar dazumal nicht, wie erhaben sie an mir handelte; aber je älter ich wurde, desto mehr äußerte sich es. Ich soll ein Leckermäulchen von meinem Anbeginn gewesen seyn; soll sehr frühzeitig schon den Unterschied zwischen Hausbackenbrod und Zuckerbrod gewußt, und das Mäulchen gar sehr verzogen haben, wenn man mir das letztere nach dem erstern hätte reichen wollen. Damit man jedoch meinem Appetit eine richtigere Leitung geben möchte, so ließ man

mich hungern, und ich lernte den Hunger ebenfalls so gut, wie die ganze übrige Welt für den besten Koch erkennen. So viel blieb mir indessen doch von dem alten Erbfehler übrig, daß ich zur Zeit noch immer weiß, was gut und was besser schmeckt, und daß ich ein Gläschen Wein lieber trinke, als Wasser; ausgenommen, ich hätte Durst, und hätte nichts als Wasser, so würde mir dieses in dem nemlichen Augenblick so lieb, als der Wein seyn. Ferner fand ich es weit bequemer, mich tragen zu lassen, als selbst zu laufen. Darum wollte ich nicht dran, so viel Mühe, so viel gute Worte man mir auch gab. Meine Mutter hatte ihre tausend Noth mit mir, wie mir erzählt worden ist. Es hat unendlich viel Ueberredung gekostet, ehe sie mich einige Stunden aus ihren Augen ließ.

Ludwig. Da haben wir eine weit vornehmere Erziehung gehabt! Wir waren fünf Jahr alt, ehe wir unsere Mama kennen lernten. Und was hätte sie sich auch damit abgeben sollen? sie hatte ja Leute genug dazu.

Karl. Ey, ey, junger Herr! stören sie mich nicht. Ein Rednerstuhl hat eine unverletzliche Heiligkeit. Daher, wenn ich an die große Mühe der guten Mutter denke, da wird mir die Brust so enge, und die Augen laufen mir voll Thränen. Wem verdanke ich die Helle und Schärfe meiner Augen, als ihr? wem die Festigkeit meiner Nerven? wem den gesunden Lauf meines Blutes, das mich so fröhlich macht? Und betrachten sie einmal meine Schenkel bis zum Fuß herab! Wie kerzengerade sie sind.

Ludwig. (zu seinem Bruder) Es ist abscheulich, was der Karl gleich für eine Lästerzunge hat. Da trotzt er auf seine geraden Beine, als, wohl verstanden? die beyden dort haben krumme Beine.

Karl. (thut, als hätte er nichts gehört —) Ob ich mich wohl bescheide, daß auch krumme Beine eine vornehme Schönheit seyn können, so ist mir es doch lieb, daß meine edle Mutter an dergleichen Schönheiten keinen großen Geschmack gewinnen wollte. Da ich immer nicht daran wollte, laufen zu lernen, so nahm die gute Mut-

ter zur ersten Lehrerin der ganzen Welt, zur Noth ihre Zuflucht. Sie setzte mich auf eine große Wiese, wo etliche starke Bäume standen, und ließ mich allein, blieb aber doch in der Nähe, nur daß sie sich meinen Augen verbarg. So lang ich unter den Blumen herumrutschte, da sah ich mich nicht weiter um, und spielte unbesorgt fort. Endlich fieng mich an zu hungern. Ich erblickte an einem der Baumstämme einige Kirschen, und Kirschen waren von jeher, wie jetzt, noch meine Lieblingsschwachheit. Dieser Anblick machte mich lüstern. Ich rutsche darauf zu; komme glücklich an den Baum; lange nach den Kirschen, aber sie hiengen zu hoch. Ich strecke meine Aermchen aus; sehe wohl, daß ich den Kirschen zwar näher bin, daß ich sie aber doch noch nicht erreichen kann. Ich halte mich endlich an den Baum an, fest an, steige in die Höhe — Und wie das die Mutter in der Ferne sieht, kömmt sie herbeygesprungen. und hat tausend, tausend Freude darüber. Jetzt war mein Muth größer geworden; jetzt fühlte ich mich als ein anderer Mensch. Nun halfs nichts; nun wurde mehr gelaufen, bis

ich immer fertiger und fertiger wurde. Keine Magd durfte mich nun wieder tragen.

Die Ursache der guten Mutter war wichtig genug, mich nicht mehr tragen zu lassen, da ich Kräfte genug hatte, gehen zu können. Denn man will wissen, daß viele der Krankheiten der Kinder dadurch entstanden seyn sollen. Läßt sich auch denken; wer immer einen so kleinen vollwichtigen Plumpsack auf den Händen tragen soll, dem wirds am Ende sehr beschwerlich, und sucht sich das Ding so viel wie möglich zu erleichtern. Die Folgen mögen dann daraus entstehen, wie sie wollen.

Leichter ward es mir reden zu lernen, denn jedes gab sich mit mir ab.

Spielen war meine Lieblingsleidenschaft. Ernsthaftere Dinge wollten mir gar nicht in den Kopf. Daher waren alle Lehrbücher meine Todfeinde. So lange mir die Bilder gefielen, so lange hielt ich sie allenfalls in Ehren.

Mein Mäulchen und mein Gaum hingegen waren meine Götter. Beyde verleiteten mich nicht selten zur Ungenügsamkeit, und wenn man nicht so scharf hinter mir hergewesen wäre, so

hätte ich mich dadurch zeitlebens ungesund machen können. Schon hatte ich einen sehr gespannten Leib, und wenn meine Lüsternheit den Gaumen kitzelte, so reitzten dann hinterher übelschmeckende Arzneyen meine Augen zu Thränen.

Aus dieser Unart entstand eine zweyte, die Genäschigkeit, die mir bald das Leben gekostet hätte. Denn wie der Näscher vor lauter Begierde nie untersucht, sondern seinen Appetit nur zu befriedigen wünscht, so glaubte ich Zucker zu naschen, und es war Arsenik. Mit vieler Mühe wurde ich gerettet. Auch wie ich meine Gesundheit wieder erlangt hatte, — mußte ich noch dafür büßen. Wie ich das erstemal wieder ausgieng, wies jedes bis zum kleinsten Kind mit Fingern auf mich, und sagte: seht, das ist der kleine Näscher, der sich beynahe vergiftet hätte. Dieser Auftritt machte mich um vieles aufmerksamer, und hatte einen glücklichen Einfluß auf mein ganzes künftiges Leben. Doch kann ich mich der traurigen Bemerkung nicht erwehren, daß die Kenntniß, wenn man durch eignen Schaden klug wird, zwar sicher genug, aber eben so theuer, als

unangenehm ist. Wenigstens habe ich den heiligen festen Entschluß gefaßt, für die Zukunft mir Weisheit und Klugheit auf eine wohlfeilere Art zu erwerben; denn ich will die Lehren und Erfahrungen älterer, klügerer und besserer Menschen in Ehren halten, und ihnen meine Achtung und meinen Gehorsam aus voller Seele widmen.

Indessen fehle ich immer so oft noch; und fühle wie schwach, wie unbedachtsam das Alter der Kindheit ist. Viel trägt dazu bey, daß ich mich sogern in den Ton der Gesellschaft stimme, in welcher ich mich so eben befinde. Ein kleiner Beweis davon mag folgender seyn. Die jungen Trautmanns nahmen mich vorm Jahre in ihren Garten mit. Ihres Vaters Bruder war bey uns, und kaum hatten wir den Garten betreten, so gieng das Klettern an. Ich sagte mich aus. Da lachte man, und ich trug den Namen Hanns-Ungeschickt davon. — Das wurmte zwar, und doch trauete ich nicht. Aber der Herr Vetter der kleinen Trautmanns meynte, daß das Klettern eine schöne Uebung des Körpers sey, und daß es gut wäre, wenn alle Knaben klettern lernten.

Das feuerte mich endlich an, und ich wagte meinen ersten Versuch. Aber kaum war ich eine Elle an den Stamm eines Apfelbaums hinan, so hatte ich mich zu fest angeklammert, mein Blut war erstarrt, die Kräfte wichen, und ich fiel sehr unsanft zu Boden. Ich merkte an meinen Schmerzen, daß ich meine Geselligkeit zu weit getrieben hatte, denn ich behielt nun den Namen Hanns Ungeschickt wie vorher, und hatte noch ein halb Dutzend blaue Flecke zum Lohne obendrein. Doch schrieb ich mir den Satz hinter die Ohren: Sey zwar gesellig, doch sieh dich zuvor um, in welcher Gesellschaft du dich befindest. Nichts wird mir aber begegnen, das mir unangenehm seyn oder Verdruß zuziehen könnte, wenn ich mich immer in einem so angenehmen und artigen Zirkel befinde, wie der ist, in dessen Mitte ich mich heut befinde. Kann meine Aufrichtigkeit, die nicht immer die Haupteigenschaft der Lebensläufe seyn soll, mir ihre Liebe und ihr Zutrauen erwerben, so bitte ich sie feyerlichst darum.

Ferdinand. Wer hätte das Karln zugetraut, daß er uns so angenehm überraschen würde.

würde. Er ist es werth, daß ihn jeder unter uns als Freund umarme.

(Ferdinand umarmt ihn zuerst, dann gehet es die Reihe durch. Auch Walthers schlüßen sich nicht aus. Karl erhält sein Pfand zurück, und Julchen wählt ein neues.)

Julchen. Was soll also das Pfand thun, das ich in meiner Hand halte?

Maximilian. Soll entweder den Anzug, oder das Betragen, oder den Anstand eines Jeden mustern, freyherzig sagen, was daran auszusetzen ist, und die Ursache seines gerechten Tadels angeben.

Friedrickchen. Das Pfand ist mein. Ich trete meinen Posten an. (Geht zuerst zu Wilhelm Walther) So modisch ihr Anzug immer seyn mag, so geschmackvoll er in einzelnen Theilen seyn kann, so ist er doch mit dem Ganzen zu wenig übereinstimmend. Sie haben einen kleinen kurzen Hals und tragen ein so starkes Halstuch. Ihr kleiner Kopf guckt aus ihm, wie ein kleiner Borstorferapfel aus einem großen Tragkorbe. Dazu kömmt noch, sie haben gelbe Ge-

sichtsfarbe, die sticht nun gar grell gegen das schwarz ab.

„Und du liebes Christelchen! magst wohl eine große Verehrerin der Natur seyn; aber allzunatürlich hört auf, den Freunden der Natur gefallen zu können. Du hast dein Kleid entweder ganz schief angezogen, oder bist binnen einigen Tagen schief, ganz schief geworden.

Christelchen. Ich dächte, du träumst. Ich bin gewiß noch so gerade, wie ich von jeher war.

„Nun so trägst du dich so. Wer in Furcht ist, daß er zusammenfällt, weil er keine Schnürbrust trägt, der ängstiget sich umsonst. Auch ohne Schnürbrust kann man seinen Körper gerade halten; und die Gestalt eines wohlgewachsnen Frauenzimmers gewinnt dann unendlich. Oder soll das etwa Mode seyn, daß man mit dem Kopf so vorläuft, als wollte man an Jedes, das uns begegnet, anrennen? so muß ich bekennen, daß das eine höchst abgeschmackte Mode ist.

„Sie, lieber Ludwig Walther! hätten sich wirklich mit Geschmack gekleidet, aber die Nach-

läßigkeit, die in ihrer Frisur herrscht, habe ich weder im Modejournal, noch sonst an irgend einem Kopfe gefunden.

Ludwig. Da haben sie vollkommen recht. Ich bin nicht Schuld daran. Sie hätten meine Frisur sehen sollen, wie ich hierher kam. O süperbe! süperbe! wo wir vorbeygiengen, blieben die Leute stehen, und alle Fenster giengen auf. Aber wie gesagt, ich bin nicht Schuld daran.

Karl. Christelchen! nur weiter.

Ludwig. O fürchten sie nichts; es ist alles vergeben und vergessen.

Christelchen. So? Das sind also Geheimnisse, die wir denn auch nicht wissen wollen. Du lieber Heinrich! hast ein ziemlich festes Beinchen, man sollte glauben, du müßtest einen recht sichern Gang haben; allein deine so schief getretenen Schuhe zeigen beynahe das Gegentheil. Sollte etwa gar die Modesucht einige Schuld daran haben? Dein Fuß scheint mir rund gebildet zu seyn, und dein Schuh ist so spitzig. Ich weiß wohl, daß die Spitze mit Wolle ausgestopft ist, und daß die Zehen in diese Spitzen eingeengt wer-

den.

den. Aber hat der Schuh dadurch nicht seine ihm nöthige Gestalt verlohren, muß der Tritt nicht unsicher werden? Ich spreche ja; und weiß es aus Erfahrung. Daß man, besonders wir, wenn wir von unsern ehemaligen hochabsätzigen Schuhen auf die jetzt modischen niedrigen kommen, sich leicht und schnell wie ein junges Reh fühlt, gebe ich zu; aber warum fügte man einer guten Sache doch wieder eine Thorheit bey? Es ist bald, als wenn keine Mode neu oder schön seyn sollte, wenn nicht etwas Närrisches dabey wäre. Verzeihen sie meine Herren und Damen! daß ich beynahe ein kleines Collegium gelesen habe. Es fiel mir das alles wieder ein, was ich gestern unsrer guten Mutter aus dem Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer vorlas. Ich freuete mich, es auch auf das männliche Geschlecht anwenden zu können, was dort dem weiblichen gilt.

„Röschen, verstecke deinen Fuß nur nicht, wirf dein Kleid nicht zurück, ich habe den Tengel lange schon daran und den Schmutz an deinen Strümpfen gesehen. Mein Kind, das rührt alles von dem her, was ich jetzt gerügt habe, und

sind

sind die Folgen davon. Folgt mir nach! Sehet ich trage keine Spitzen, wenigstens diejenige, die ihr hier bemerket, ist Sache der Natur, aber die Künsteley hat keinen Theil daran. Meine Absätze sind, wie sie zur Erhaltung eines gesunden Fußes dienlich sind, darnach und einzig darauf eingerichtet. Meine Kleider schleppe ich nicht, um den Koth von den Straßen aufzutitschen, noch auch andern bey trockner Witterung den Staub in die Augen zu werfen.

Karl. Ja, ja! da hat sie recht; das ist eine verwünschte Mode. So verdrüßlich mir es jüngsthin war, so viel lachen mußte ich doch. Da kam eine Kutsche gefahren, die machte häßlichen Staub; aber da kamen sechs Frauenzimmer die Promenade herauf, sogleich stiegen Wolken auf, die die ganze Allee in ein staubichtes Dunkel einhülleten, daß man hätte ersticken mögen, und daß eins gegen das andere anrennete.

Friedrickchen. Hör Karl! Ey! ey! dein schöner Busenstreif hat einen allerliebsten Dintenfleck. Soll das irgend einen Orden vor-

stellen, so hast du ihn wohl von der Unachtsamkeit erhalten.

Ludwig. Das war schön! das war schön! dem Ordensherrn!

Friedrichchen. Adolph! wenn man seinen Hals blos tragen will, muß man ihn besonders reinlich erhalten. Zwar liegt kein Schmutz darauf, aber, aber du hast dich gekratzt.

Adolph. Und das siehst du? Aber du hättest es nur fühlen sollen, wie das Blüthchen juckte.

Friedrichchen. Hoffart muß Zwang leiden. Wer sich lieber kratzt, wenn es ihn juckt, darf keinen bloßen Hals tragen.

„Und du, Luise! trägst dein Haar zu tief in der Stirne. Eine freye offene Stirne ist die schönste Zierde des menschlichen Gesichts.

„Du, lieber August! mußt dein struppichtes Haar wickeln.“

„Und Franz hat seine Strümpfe so allerliebst gerade angezogen, daß die Nath beynahe auf dem Schienbeine stehet.

„Julchen, die die Kehrbürste zu ihrer immerwährenden Vertrauten gemacht hat, hat doch

auf

auf dem Bande, das ihren Hut umschlingt, etwas Staub sitzen lassen.

„Leopold hat sich den Braten so treflich schmecken lassen, daß man es ihm wirklich noch im Gesicht ansieht.

Maxmilian wird noch krumme Beine kriegen, weil er sie gewöhnlich über einander hängt.

Und warum blinzelt Ferdinand mit den Augen? die doch so gesund scheinen. Ach! dem Himmel seys gedankt, daß ich durch bin. Das Tadeln wird meinem Herzen außerordentlich schwer.

August. Friederickchen, du bist ein gutes Mädchen! du hättest in deinem Tadel hier und da beißender seyn können.

Ferdinand. Das hätte sie, aber würde sie sich nicht mehr geschadet, als genützt dabey haben? Allzubeißender Tadel erwirbt sich nur Feindschaft, und ist ein Pfeil, der zwar auch trift, aber nicht durchgeht.

Julchen. Da hätte ich schon wieder einen neuen Candidaten. Wem mag der gehören?

Karl.

Fritz. Keinem andern Menschen als mir.

Maximilian. Soll nach dem Commando eines Jeden von der Gesellschaft bald das, bald jenes Gesicht, bald die, bald jene Figur machen.

Fritz. Das muß ich sagen, das ist so mein Casus. (Geht zu Ludwig) Nun, mein Herr, wie befehlen sie, daß ich aussehen soll?

Ludwig. Wie das dumme Kind von Meißen.

Fritz. Gleich! Da stülpe ich mein Näschen ein wenig hinauf, mache die Augen gerade, sperre den Mund auf, strecke den Hals empor — und siehe da, ob ich gleich das dumme Kind von Meißen nicht gesehen habe, so glaube ich doch, daß es ohngefehr, wie diese Figur zeigt, ausgesehen haben mag. (Klatschen Beyfall)

Wilhelm. Stellen sie uns doch einmal den kleinen bucklichten und krummbeinichten Schuster aus dem Kirchgäßchen vor.

Fritz. Einen solchen Auftrag hätte ich nicht von ihnen erwartet, muthen sie mir es daher nicht zu, daß ich ihn ausführen werde. Das kann unmöglich gesitteten Menschen Vergnügen machen, unverschuldete, oder auch selbst verschuldete kör-

per-

perliche Gebrechen nachzuäffen, und sie lächerlich zu machen. Solche Menschen sind unglücklich. Der Unglückliche aber verdient Mitleid.

**Alle.** Bravo! Bravo! Fritz. Das hast du trefflich gemacht.

**Wilhelm.** Ihr müßt Seelchen wie das feinste holländische Postpapier haben; das begreife ich nicht, wie ihr darüber ein solches Aufsehen machen könnet.

**Fritz.** Und kurz und gut; alles will ich machen, nur Dinge dieser Art nicht. Bey ehester Gelegenheit will ich ihnen einige auffallende Geschichtchen erzählen, die es ihnen einleuchtend machen sollen, warum gutgesinnte Menschen dergleichen Fehler nie auf eine solche Weise ahnden werden. Weiter also im Text:

**Christelchen.** Fritz, mache den Verdrüßlichen.

(Fritz zieht sein Gesicht in Falten, und richtet seine ganze Gestalt auf diesen Charakter ein)

**Alle.** O trefflich! trefflich.

**Röschen.** Aber ihr wißt, daß Fritz immer sein einziges Vergnügen daran hat, wenn er

uns necken kann. Wollen wir ihm doch Gleiches mit Gleichem vergelten. Jetzt hat man ihm zu seinen Verwandlungen allzuviel Zeit gelassen. Das Commando muß aber rasch nach einander gehen, und er muß gar nicht wissen, wie er fertig werden soll.

Luise. Recht so!

Röschen. Ich fange an, und kaum habe ich ausgesprochen, so spricht schon mein Nachbar, und das so rasch, daß er sich wie ein Kreisel die Reihe hinab drehen soll.

(Eins schnell nach dem andern macht seinen Auftrag; eins spricht: er soll weinen; das andre spricht: er soll lachen, und je entgegengesetzter sie das hervorbringen, desto größere Wirkung thut es. Fritz ist endlich durch.)

Fritz. Ey, Kinder, wie habt ihr mir so heiß gemacht, ich schwitze am ganzen Leibe. —

Wilhelm. Ich danke ihnen, da haben sie mich einer großen Mühe überhoben. Lassen sie sich doch das Pfand zeigen.

Fritz. Nun es war mein Schlüssel.

Wilhelm. Waren ein wenig zu schnell und vorweg; um Verzeihung, der Schlüssel ist mein.

(Fritz besieht ihn) Wirklich!

Wilhelm. Und so danke ich ihnen denn, daß sie sich in meinem Namen abgefunden haben. In jeder andern Sache, nur nicht in einer ähnlichen, wie diese stehe zu allen möglichen Gegendiensten zu Befehl.

Ferdinand. Hätten wir nur noch mehr Zeit, müßten wir nicht eilen, daß wir fertig würden, so hätte zwar Karl sich bemüht, aber ihnen wäre das Pfand doch nicht eher gegeben worden, als bis sie es selbst ausgelöst hätten. Julchen ziehe nun ein neues Pfand, halte es hoch, damit es ein jeder sehen und betrachten kann, um künftig alle Irrungen zu vermeiden.

Julchen. Die Vögelchen sind beynahe alle ausgeflogen.

Fritz. Nein, jetzt geht mir es erst im Kopfe herum, wie unbedachtsam ich gehandelt habe. Habe nur ein Pfand dazu gegeben, und löse ihrer zwey aus! Ubi sunt gaudia!

Julchen. Aufgeschaut! meine Herren und Damen! Was wird das Pfand thun sollen, das ich in meiner Hand halte?

Maxmilian. Soll, auf einem Bein stehend, einige Zeilen aus einem Buche lesen, das auf dem heraufgezognen Knie liegen muß.

Ludwig. Wenn das Pfand doch dasmal nicht mein wäre, oder es fände sich eine mitleidige Seele, die mir es, wie meinem Bruder erleichterte.

Alle. Davor wird sich ein jedes von uns wohl hüten.

Ludwig. Aber, ein schweres Stück ist es und bleibts auf jeden Fall.

Karl. Hier ist das Buch; hieraus belieben sie zu lesen.

Ludwig (giebt sich viele Mühe. Anfangs will es gar nicht gehen, und er bringt seltsame Geberden hervor. Einigemal geräth er in die Verlegenheit, sogar fallen zu können. Endlich gelingt es ihm, daß er stehen bleibt; er liest drey Zeilen, jedoch mit zitternder Sprache, und mit der Zaghaftigkeit, ob er doch nicht endlich noch

auf

auf die Nase fallen könnte. Die Gesellschaft ist zufrieden. Er bekömmt sein Pfand zurück.)

Julchen. Ah! die Pfänder nehmen nun mit aller Gewalt ab. Was soll das thun, das ich in meiner Hand halte?

August. Das ist mein.

Maxmilian. Soll sich von einem Jeden in ein gewisses Etwas verwandeln lassen, und zugleich um die Ursache fragen: warum?

August. Hoho! da wird mein Buckel nicht breit genug seyn, um alles das aufladen zu können, was man mir zugedacht hat. Doch, ich bin geduldig genug, es zu nehmen, wie man es giebt.

Wilhelm. Ob er wohl bey mir wieder anfangen wird? Die übrigen thaten es.

August. Julchen, ich bin neugierig, worein du mich verwandelst?

Julchen. Je nun; in eine Landstraße.

August. Und warum?

Julchen. Du faßtest den Entschluß, recht geduldig zu seyn, und was ist geduldiger, als eine Landstraße; Extraposten, ordinaire, Spatzier-

fuhren, Frachtwagen, Reuter, Fußgänger, alles nimmt sie geduldig auf.

August. Mag seyn! Und du Friedrickchen?

Friedrickchen. Ich verwandle dich in einen Storch; deiner langen Beine wegen.

August. Habe nichts darwider. Sollte ich dich einmal verwandeln, so würdest du ein Dachs.

Einige aus der Gesellschaft. Ah! dem Biere waren die rechten Hefen gegeben.

August. Und du Luise?

Luise. Geradezu in — einen Besenstiel.

August. Hoho!

Luise. Weil durch einen guten Stiel der Besen sich besser dirigiren läßt. Mache die Anwendung selbst.

August. Sie möchte wahrer, als witzig seyn. Um nicht in Streit zu gerathen, frage ich dich jetzt weiter Röschen.

Röschen. Ich verwandle dich in einen Stieglitz, der die Kunst am besten besitzt, mit den Stacheln der Disteln umzugehen.

August. Obligirt. Luise, merkst du was? Nun Christelchen! wie klingts bey dir?

Christelchen. Da wir nun einmal im Reich der Vögel herum flattern, so verwandle ich dich in einen Kolibri, den Liebhaber von allen Süßigkeiten.

August. Still. Diese Bemerkung galt meinem Gaum. Und sie lieber Ludwig?

Ludwig. Ich verwandle sie in einen Zwirnsknaul, den man auf- und abwickelt, wie man ihn brauchen kann.

August. Das war bald so, wie mit der Landstraße. Was wird Karl vorbringen?

Karl. Ich verwandle dich in einen Handschuh, den man rechts und links anziehen kann.

August. Auch auf Mosje Walthers Schlag. Nun Leopold?

Leopold. Ich verwandle dich in ein Tobackspfeifchen, ist es gut gestopft, so raucht es gut.

August. Aha! das wissen wir nun, worauf es gehet.

Ferdinand. Ich vergleiche dich mit der Wetterfahne, die sich nach dem Winde richtet.

Franz. Und ich dich in die Krähe, die eine so durchdringende Stimme hat.

August. Nun hat es einer getroffen, so bist du es. Alles verstummt, wenn ich zu singen anfange.

Adolph. Ich vergleiche dich mit dem Truthahn; der so leicht auffährt.

August. Könnte seyn und nicht seyn. Freylich fahre ich leicht auf, wenn man mich immer, wie du, mißhandeln will.

Heinrich. Ich verwandle dich in Wachs.

August. Weil ich so weich bin?

Wilhelm. Und ich sie in einen Stein.

August. So? das wäre ja gerade das Gegentheil!

Wilhelm. So wars nicht gemeynt, sie haben mich nicht ausreden lassen. —

August. Neugierig bin ich, wie sie das drehen werden.

Wilhelm. Es giebt Steine, denen man es gar nicht ansieht, daß man Brillanten aus ihnen schleifen könnte.

August. Ich danke ihnen für dieses Compliment.

Julchen. Aber Maxmilian, das Pfand, das ich jetzt in meiner Hand halte, ist mein; sage, was soll ich thun? —

Maxmilian. Ich habe zwey Zettel noch übrig. Also den ersten besten. (Liest) Soll sich auf einem Bein in der ganzen Stube herum drehen.

Julchen. Da haben wir doch die liebe Bescherung. Gerade, da ich nicht tanzen kann, soll und muß ich tanzen.

Ferdinand. Der Tanz auf einem Beine verlangt eben die Kunst des Tanzmeisters nicht. Festigkeit auf den Füßen, Gewandheit des Körpers, das sind die einzigen Eigenschaften.

Julchen. Die hätte ich wohl. Weit mehr aber habe ich guten Willen, und damit wird die Gesellschaft mehr vorlieb nehmen müssen, als mit meiner Kunst.

(Julchen hüpft auf einem Bein. Es wird ihr beschwerlich auf dem einen die ganze Stube umher zu hüpfen. Sie macht sichs leicht, und wechselt.)

Ludwig. Ha! was war das? das ist nicht erlaubt.

Julchen. Warum nicht? Das Wechseln verbietet mir die Vorschrift nicht.

Karl. Richtig! Julchen tanze du, so wie dirs beliebt, und tanze nach deinem Platz zurück.

Ludwig. Ey kann sie das nicht einmal, da möchte ich sie sehen, wenn sie eine Angloise tanzen sollte. Auf einem Bein? das ist doch wirklich Spaß. Das muß gehen, wie ein Windmühlenflügel.

(Ludwig tanzt auf einem Bein. Kaum aber ist er die Hälfte des Zimmers hinab, so fällt er hin.)

Alle (lachen überlaut) O! über den Tänzer! Und wie er fiel! O das war so kunstmäßig! Ja Julchen hüpfte nur, und hüpfte bald so gut wie er. Wäre sie aber gefallen; das hätte sie wirklich nicht so schön machen können.

Ludwig. Ja, wenn der verdammte Nagel nicht gethan hätte.

Julchen. Ich fand den Nagel wohl auch; aber ich tanzte darüber hinweg.

(Ludwig geht beschämt auf seinen Platz.)

Julchen. Nun das letzte Pfand!

Röschen. Das dürfte nicht schwer zu errathen seyn. Wir sind alle die Reihe hindurch; Ferdinand ist allein nur noch übrig.

Maxmilian. So wäre denn auch des letzten Zettels Inhalt: Soll eine rührende Geschichte erzählen.

Christelchen. O! eine rührende Geschichte? das ist vortrefflich! Wer hört nicht rührende Geschichten gern.

Karl. Ja, ja, wer den Tanz mit Leidenschaft liebt, hat besonders sehr feine Nerven.

Ferdinand. Der ganze Abend hat mir so viel Vergnügen gewährt, und Karl verbittert mir die letzten Augenblicke.

Karl. Ich?

Ferdinand. Und du glaubst wohl noch ein Heldenstück ausgeführt zu haben? Bittere höhnische Anmerkungen zeigen eines Theils eine kleine gemeine Seele an. Und wenn sie noch so witzig wären, so gleichen sie doch jenen vergifteten Pfeilen, die unheilbar verwunden; andern

Theils erwecken sie in bessern Seelen einen gerechten Unwillen, der schlechterdings das allgemeine Vergnügen stört, weil die Herzen dadurch getheilt werden.

Karl. Vergieb, Ferdinand! so sollte das nicht gemeynet seyn.

Ferdinand. Ich wünschte freylich gern, daß diese Unart, deren du dich schon einigemale schuldig gemacht hast, einzig und allein deinem Leichtsinn zuzuschreiben seyn möchte; allein bezähmst du diesen nicht bald, so möchte dieser Fehler wohl auf Rechnung deines Herzens zu schreiben seyn.

Karl. O das sollte mir leid, sehr leid thun! Wenn ich so etwas herausplappere, so weiß mein Herz das zehntemal nichts davon; ich wünsche nur, ein Späschen zu machen, und dann ist es alle.

Ferdinand. Du wünschest also nur Lachen zu erregen? Glaubst du aber nicht, daß man auch den besten Menschen schaden kann, wenn man sie dem öffentlichen Gelächter aussetzt?

Karl.

Karl. Ferdinand zürne nicht. Im Angesicht dieser ganzen Gesellschaft, die ich so lieb habe, verspreche ich feyerlich, nie, nie das wieder zu thun.

Alle. Und hassen und fliehen wollen wir ihn, wenn er nicht Wort hält.

Ferdinand. Und nun will ich mich meiner Pflicht entledigen, und ihnen die verlangte Geschichte erzählen.

„Ein gemeiner Soldat, der Name trägt wenig zur Sache bey, machte eine Reise. Seinen Tornister auf dem Rücken, reich an Muth, aber sehr arm an Gelde, begann er seinen Weg, und begegnete einem Geistlichen, einem Manne von mittleren Jahren, der es schon in seinem äußeren Betragen zeigte, wie tugendhaft seine Seele sey. In seinem Gesichte mahlte sich ein gewisses Etwas, das sich nur fühlen, und nicht beschreiben läßt. Dieser so eigene Zug lockte den lustigen Soldaten zu einem ganz besondern Zutrauen, was doch bey Leuten seines Standes ziemlich schwer halten soll. „Ihr Diener, Herr Pastor, sprach er ihm freundlich zu, und nahm auf das höflichste

seinen

seinen Hut ab.“ Herzlichen Dank! erwiederte dieser, aber wer hats ihm gesagt, daß ich ein Geistlicher bin?“

„Hm! antwortete er, wer mir das gesagt hat? Ihr Gesicht. Das müßte lügen, und es sollte mir wohl leid thun, wenn ich mich irrete. Sie scheinen mir gleichsam von der Natur zu diesem Stande geschaff n zu seyn.“

„Herzlichen Dank, erwiederte der Priester für seine gute Meynung. Wahr ist es, ich bin Pfarrer; aber ich habe zur Zeit noch ein gar mageres Aemtchen. Doch bin ich zufrieden. Was mir am Gehalt abgehet, das ersetzen mir die Freuden meines Amtes.“

„Herr Pastor! das ist brav. Viele Menschen, wie sie, und ich sänge vom Morgen bis zum Abend nichts anders, als; die Welt bleibt doch die beste Welt. Wie sie denken, denke ich ebenfalls. Meine schmale Löhnung kann mich doch nicht davon abbringen, es für eine Ehre zu halten, Soldat zu seyn, und einem so guten Fürsten, wie dem unsrigen, mit Gut und Blut zu dienen. Nicht wahr, wir beyde thun für

ihn,

ihn, was nur in unsern Kräften stehet. Sie beten für ihn, und ich streite für ihn; achte mein Leben und meine Gesundheit für nichts, wenn er und das Vaterland es haben will. Indessen fühle ich doch auch, daß ich Mensch bin. Zum Exempel: Jetzt ist es heiß. Mich dürstet, daß mir die Zunge am Gaumen klebt, und doch — ist kein Dreyerchen in meiner Tasche zu finden."

„Gern diente ich ihm, könnte die Wahl zwischen einem Glas Bier oder Wein haben, wenn ihn gerade sein Weg durch mein Dörfchen trüge. Sieht er wohl, durch jene Bäume dort ragt unser Kirchthurm hervor."

„Ich wollte das wohl, und nähm es mit Dank an, aber ich muß einen andern Weg nehmen, muß eilen, weil ich um die bestimmte Stunde eintreffen muß. Indessen hören sie ein Wörtchen zum Vorschlag. Sehen sie, Herr Pastor, acht Groschen machten mich reich wie Crösus, und sie machten sie nicht ärmer. Freylich bin ich ein schlechter Wiederbezahler — am guten Willen fehlt es zwar nicht, aber ich bin von Haus aus ein erz-

armer Teufel, und mit acht Groschen muß ich sechs Tage leben.“

Der Geistliche lächelte, und drückte ihm einen halben Gulden in die Hand. „Nehme er das, ich geb es ihm mit dem besten Herzen, und trink er meine Gesundheit.“

„Nun da lasse es ihnen unser Herr Gott dafür wohlgeben, und segne es ihnen tausendfältig. Leben sie wohl! Sind mir in meinem Leben die Thränen nicht in das Glas gefallen, so geschiehts dasmal gewiß.“

Sie scheiden von einander. Hundertmal drehet sich der Soldat um, winkt ihm mit dem Hut. Das rührt den Pastor so sehr, daß er dem Soldaten mit verdoppelten Schritten nachläuft, und ihn einzuholen sucht. Es gelingt ihm.

„Landsmann! er muß mir meine acht Groschen wiedergeben, spricht ihn der Pastor mit der ernstesten Miene von der Welt an. Das Mitleid hatte mich überrascht“ —

„Hm! erwiedert der Soldat ganz kalt, so reut ihn schon seine gute That! So hat die liebe Natur doch eine Lüge in sein Gesicht geschrieben.“

„Die acht Groschen waren mein einziger Reichthum, mein Alles.“

„Mags! erwiedert der Soldat. Mit Gewalt verlange ich nichts.“

Er giebt die acht Groschen zurück. Der Pastor nimmt sie, und drückt ihm dafür einen ganzen Thaler in die Hand.

„Wie, was ist das? ruft der Soldat erschrokken: ein halber Gulden war ihnen zu viel, und nun geben sie mir einen Thaler?“ —

„Kein Wort mehr! erwiedert der Pastor. Ich weiß, daß ich ihm das geben kann, und bin es überzeugt, daß ich es keinem Bessern geben konnte. Leb er wohl.“

Der Pastor nahm Abschied von ihm. Dem Soldaten standen helle Thränen in den Augen.

„Gott im Himmel! dachte der Soldat, was für gute Menschen hast du geschaffen.“

Und — wie viele Freuden für einen elenden Thaler! sagte der Pastor zu sich selbst.

Der Soldat nimmt seinen Weg, ist ganz in seine Gedanken verloren, und verirrt sich. Wie weit sperrt er seine Augen auf, da er den Kirch-

thurm nur noch einige hundert Schritte entfernt sieht, den ihn kurz vorher der Pastor gezeigt hatte. „Wunderbar! ruft er aus, ist es doch, als wenn ich mich von meinem Wohlthäter gar nicht trennen sollte!“

Die Nacht überrascht ihn. Er kann nicht weiter, und muß sich entschlüßen, in das Dorf einzukehren, um da zu übernachten. Er kehrt in dem Wirthshause ein.

„Herr Wirth, ein Maas Wein!“ forderte er gleich, als er zur Thüre hereintrat.

Einige Bauern saßen an dem Tische, und nöthigten den Soldaten zu sich. „Ja, das ist ein Mann, wie keiner mehr im Dorfe.“

„Um Vergebung, ihr Herren! Wem sollte das wohl gelten, wenn es nicht euerm Pastor gelten sollte?“

„Getroffen! Getroffen! riefen sie.“

„Nun das freut mich!“ Hört, was ich euch erzählen werde, wird ihn euch noch um so schätzbarer machen. Und er erzählte ihnen alles mit dem herzlichsten Gefühl, was zwischen ihnen unter-

wegs

wegs vorgegangen war. Die Bauern wurden allgemein gerührt.

„Nehms der gute Mann, wie er will, sagten sie alle, wir müssen hin und ihm noch eine gute Nacht wünschen.“

Das ward allgemein angenommen. Sie giengen. Der Soldat mit. Wie sie an die Pfarre kommen, finden sie den Thorweg gesperrt. Sie klopfen. Niemand hört. Sie klopfen stärker. Nicht einmal der Hofhund bellt. Sie donnern gleichsam an. Aber niemand regt sich.“ Das ist uns verdächtig, sagen sie unter einander. Man hat zeither von vielen Räuber- und Mordgeschichten gehört. Wer weiß - - -

„Laßt uns den Thorweg aufsprengen,“ beschließt der Soldat, und alle stimmen bey, legen auch alle im Augenblick alle ihre Gewalt an, und sprengen den Thorweg auf. Was sie ahndeten, fanden sie. In der Mitte des Hofs stand ein Baum, an den war der Pastor gebunden, hatte einen Strick um seinen Hals, und eine Minute später, hätte er sein Leben aufgeben müssen.

Der Soldat nimmt seinen Pallasch, zerhaut den Strick. Mehr todt als lebendig sinkt der gute Geistliche in seine Arme. „Ich muß sie haben, die schändlichen Mörder! ruft er aus; übergiebt den Bauern den Pastor, und er eilt nach dem Garten. Drey bewehrte Männer fallen ihn an. Gottes Macht, die Rache die Frevler zu bestrafen, stärket seinen Arm. Einen von ihnen tödtet er; die übrigen zwey nimmt er gefangen. Und wer waren die Mörder? Leute, die der Menschenfreund zuvor gepfleget, für sie im Dorfe gesprochen, sie mit unsäglichen Wohlthaten überhäuft hatte. Es waren Vagabunden, die sich für französische Flüchtlinge ausgegeben hatten. Sie wurden gefänglich eingezogen, und werden ihre gerechte Strafe empfangen haben, Der gute Pastor wurde durch die Hilfe des Arztes wieder hergestellt. Wie weinten so vergnügt der brave Soldat, der Pastor, die Bauern, und wie dankten sie alle der gütigen Vorsehung für diese glückliche Errettung.

„So hat sich schon oft eine sehr geringe Wohlthat mit dem größesten Seegen belohnt,“ endete

Ferdinand

Ferdinand seine Erzählung, und allen, die ihm zugehöret hatten, klopfte das Herz. Gerührt sahen sie sich einander an, und die Thränen standen ihnen in den Augen.

---

Es schlug zehen, und mit dieser Stunde die Stunde des Abschieds. Die Kinder scheiden freundschaftlich aus einander, dankten sich wechselsweise des gehabten Vergnügens halber, segneten die Stunden, die sie der Freude gewidmet hatten, und die ihnen doch von so mancherley Nutzen gewesen waren. Sie versprachen sich es, einander bald wieder zu besuchen, und gelobten sich es unter einander, ihre Zeit, selbst die, so sie ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen widmen wollten, immer so gut, so vergnügt und so nützlich anzuwenden.

---

# VI.

# Das Gesellschaftsräthsel.

## Personen:

| | |
|---|---|
| Karl. | Luise. |
| Fritz. | Julchen. |
| Adolph. | Röschen. |
| Ferdinand. | Friedrickchen. |

---

Ferdinand. Hört, Kinder! ich bringe euch heute wieder ein neues Spiel zu? das euch Vergnügen machen wird, und das man das Gesellschaftsräthsel nennt!

Alle. Ein neues Spiel? wirklich ein neues Spiel? O das ist ganz herrlich.

Luise. Und das Spiel können wir doch bald lernen?

Ferdinand. Spiele, die nichts weiter verlangen, als daß man von Ort zu Ort springt,

werden nicht von uns geliebt. Manchmal mit unter so eins; wie: Kämmerchen vermiethen, das Verwechseln der Plätze u. s. w. werden zwar nicht verschmäht; wenn wir aber ein neues Spiel lernen wollen, werden wir gewiß dazu keine wählen, wo wir den Kopf zu Hause lassen können. Indessen bedarfs zu dem Spiele, das ich euch heute anempfehlen will, nicht großer und ausgezeichneter Geistestalente, noch allzustrenges Kopfzerbrechen. Ein bischen Nachdenken, und man kann sich lang genug damit behelfen. Und was das Beste ist, eine kleine Gesellschaft von sechs bis sieben Personen können es eben so gut spielen, als größere Zirkel.

Friedrichchen. Das ist schön. Wäre also ein brauchbares Familienspielchen, wo man immer nicht so vollzählig beysammen ist, und sich doch einen angenehmen Zeitvertreib machen möchte.

Adolph. Was ihr für Menschen seyd! Gerade wie die Hühner. Zuvor gackern die, und hinterher legen sie erst. Heraus mit dem Spiel zuvor, und hinterher wollen wirs überlegen, ob

wir es gebrauchen können, und ob es angenehm sey.

Ferdinand. Wir dürfen unsern ungeduldigen Adolph doch nicht länger aufhalten. Also das Gesellschaftsräthsel hat folgende Form und folgende Regeln. Einer aus der Gesellschaft wird hinausgeschickt, um den Gegenstand zu errathen, den man, indeß er weg war, wählete, eine jede seiner Eigenschaften zergliederte, und sich jedes eine einzelne derselben zueignete, die man ihm dann, wenn er in die Gesellschaft wieder eintritt, sagt, und woraus er den gewählten Gegenstand nach diesen Kennzeichen errathen muß.

Adolph. Das läßt sich hören, und muß ganz gewiß Unterhaltung verschaffen.

Fritz. Noch habe ichs nicht ganz gefaßt. Bitte, es noch ein wenig deutlicher zu machen.

Karl. Fritz ist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen, und heute stellt er sich so stüpid an.

Fritz. Ich bedaure, daß ich deine Geduld auf die Probe stellen muß. Aber nimm mirs

nicht

nicht übel; ich wünsche das, was ich lernen soll und will, recht zu lernen, weil ich die Erfahrung habe, daß man durch alles, was man nur halb weiß, und sich dabey doch einbildet, es fehle uns nichts und unsre Kenntniß sey vollkommen, ohnfehlbar lächerlich werden muß.

Luise. Karl, da hast du was!

Ferdinand. Beyspiele machen jede Sache eindringlicher. Also: Ihr alle kennet die Naturgeschichte des Vielfraßes?

Alle. Ja.

Ferdinand. „Der Vielfraß ist ein vierfüßiges Thier; gleicht dem Dachs ziemlich, nur ist er noch um einmal so dick und größer.

Sieht auf dem Rücken schwarz, und auf den Seiten braunroth.

Ist das gefräßigste aller Raubthiere; seine Unersättlichkeit übertrifft die des Wolfs.

Stark und geschwind kann er nicht laufen, und muß seinen Raub mit List erbeuten. Das Rennthier ist seine Lieblingsnahrung.

Das Fleisch an ihm ist elend; nach seinem Pelz trachtet man aber sehr, ob er gleich nicht

mit Zobel und anderm edleren Pelzwerk zu vergleichen ist.

In Kamtschatka ist das eins der Vornehmsten, das sich in seinen Pelz kleidet.

Mit seinen weißen Pfoten schmücken sich die Kamtschatkalinnen das Haar, und halten sich dann auf das herrlichste geputzt.

Hat in seinem Leben einen höchst angreifenden Geruch, der sich aber im Tode mindert. Hat übrigens viele Eigenschaften mit dem Bären gemein."

Das wären denn die Kennzeichen, die den Vielfraß genau genug anzeigten. Die vertheilt die Gesellschaft unter sich. Jedes merkt sich, was es gewählt hat, und wenn nun der Abgeschickte in den Zirkel wieder eintritt, so sagt ein jedes das unter sich ausgemachte und gewählte Kennzeichen. Der nun daraus den von der Gesellschaft bestimmten Gegenstand errathen soll, stellt sie alle zusammen, und zieht daraus sein Facit.

Fritz. Nun verstehe ich es ganz. Da sehe ich denn so viel ein, daß auch diese Kennzeichen recht genau und richtig angegeben werden müssen, sonst

sonst möchte einer allwissend seyn müssen, um auf den rechten Gegenstand zu treffen. Darf ich mir das schmeicheln, so will ich den ersten Versuch machen.

Alle. Das hat er gut gemacht.

Ferdinand. Wollen wir es ihm versprechen? Eigentlich müssen wir es, wenn wir es spielen wollen.

Luise. Nun, wenn wir es müssen, so wollen wir es auch.

(Fritz gieng hinaus.)

Ferdinand. Wir wollen zum erstenmal einen leichten Gegenstand wählen; einen Gegenstand, der ihm, sobald er in die Stube tritt, in die Augen springen muß. Gesetzt! wir wählten hier das musikalische Instrument, den Flügel.

Alle. Gut; wir haben nichts dagegen.

Ferdinand. Nun, was wären die richtigen Kennzeichen eines Flügels. Erstlich: Er ist ein Instrument.

Adolph. Gut; das will ich nehmen.

Ferdinand. Darf aber nicht vergessen werden. Zweytens: Das Instrument hat Stahlsaiten.

Julchen. Das soll meine seyn.

Ferdinand. Drittens: Es hat Tasten.

Karl. Das werde ich mir merken.

Ferdinand. Viertens: Er hat Tangenten.

Luise. Das sey mein.

Ferdinand. Fünftens: Hat einen Resonanzboden.

Röschen. Das nehme ich.

Ferdinand. Letztens: Und nimmt vielen Raum ein.

Friedrickchen. Das muß ich also nehmen.

Ferdinand. Nun hätten wir genug; und Fritz kann hereinkommen.

(Fritz wird gerufen. Er kömmt. Jedes sagt ihm das sich selbst gewählte Kennzeichen. Er sinnt ein wenig nach; trifft bald den Gegenstand und bestimmt ihn. Alle haben eine große Freude darüber, und beschlüßen unter einander, dieses Spiel noch ein Stündchen fortzuspielen.)

Ferdinand. Um aber dieser kleinen gesellschaftlichen Freude den ernsthaftern Anstrich zu benehmen, um sie lustiger zu machen, schlage ich vor: Wer das Räthsel nicht auflöset, wer mehr als dreymal rathet, dreymal zu rathen soll ihm erlaubt seyn, der wird mit unsern Plumpsäcken zur Thüre wieder hinausgejagt; und das dauert so lange, als ers nicht erräth.

(Der Vorschlag ward angenommen, und unterhielt die kleine Gesellschaft den ganzen Abend hindurch.)

---

## VII.

# Das Aehnlichkeitsspiel.

Die nemlichen Personen.

**Fritz.** Heute, dächt ich, spielten wir einmal das Aehnlichkeitsspiel.

**Karl.** Aehnlichkeitsspiel? Aehnlichkeitsspiel? Sollte ich das Spiel nicht kennen?

**Ferdinand.** Und wenn du das nemliche auch noch nicht gespielt hättest, so dächte ich —

**Karl.** So, ist es so leicht?

**Fritz.** An und für sich leicht, wenn man nur ein bischen Mutterwitz besitzt.

**Karl.** Daran, dächte ich, fehlte mir es nicht ganz.

**Fritz.** Ja, ja, fehlt dir zwar nicht; aber, aber, da flattern entweder die Gedanken in einem Augenblick an zehn Orten herum; oder man ist mit dem Mäulchen so schnell vorweg, weil man

sichs zu leicht denkt, daß man am Ende lieber gar nichts gedacht hat.

Karl. Fritzchen, wenn du wolltest, du könntest dich wohl an deiner eignen Nase zupfen. Doch was wollen wir uns streiten. Du hast jetzt das Spiel vorgeschlagen, erkläre es, daß wir es nach deiner Anweisung spielen lernen.

Fritz. Gern will ich das thun, Notabene! für den, der es nicht kann. Wenn du aber der einzige darunter wärst?

Karl. So lasse ich die ganze Gesellschaft entscheiden, was gethan werden soll?

Julchen. Das hast du wirklich gut gemacht. Und ich bin überzeugt, daß keins von uns etwas darwider haben wird. Die gesellschaftliche Artigkeit erstreckt sich auch auf einzelne Glieder, man muß nicht allemal darauf bestehen, daß nur der größre Theil derselben den Ton angeben müsse.

Fritz. Die Beschreibung, wie das Spiel ausgeführt wird, möchte ganz kurz seyn. Also: die verschiedensten Gegenstände in der Welt haben doch immer etwas Aehnliches unter einander.

Zum

Zum Exempel: Stahl und Glas scheinen Himmelweit entfernte Dinge von einander zu seyn, und doch haben sie was ähnliches.

Röschen. Richtig —

Fritz. Richtig, sprichst du? Nun da möchte ich doch warlich wissen, wie du dich da herauswickeln wolltest.

Röschen. Leicht. Beyde gehören ins Mineralreich.

Karl. Ja, wirklich.

Luise. O daran ists noch nicht genug. Beyde können zu Instrumenten gebraucht werden. Aus Glas besteht die Harmonika, und aus Stahl werden Saiten gemacht. Giebts nicht Stahlsaiten?

Karl. Wieder wahr.

Adolph. Und sind sie nicht beyde hart?

Karl. Ah! nun versteh ichs!

Ferdinand. Hast also Lust, es mit zu spielen?

Karl. Warum nicht? Das Spiel ist nicht zu schwer und unterhält.

Ferdinand. Erst wollen wir es so spielen, wenn anders mein Vorschlag Beyfall findet.

Hier sitzen wir. Eins sagt sogleich das andere: Was für eine Aehnlichkeit findet zwischen dem und dem statt? Und schnell muß die Antwort erfolgen. Ich frage Röschen z. E. Was ist für ein Unterschied zwischen einem Marmorstein und dem Papier?

Röschen. Können beyde zu Denkmählern gebraucht werden, das ist meiner Meinung nach schon genug. — Und ich frage Adolphen: Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen einem Clavier und einer Blume?

Adolph. Sie schmeicheln beyde die Sinne. Ich frage Luischen: wie ähnlicht eine Pomeranze einem Mönch?

Luischen. Man macht aus beyden Bischoff.

Ferdinand. Witziger, als genau —

Luischen. Ach! wer kann immer die Goldwage bey sich haben. Allzuängstlich und allzukritisch seyn, stört die Lust. Ich frage dich nun, Karl! Welche Aehnlichkeit herrscht zwischen einer Taschenuhr und der Sonne?

Karl. Das ist leicht. Sie zeigen beyde die Zeiten.

Fer-

Ferdinand. Nun? ist das Spiel noch zu schwer?

Karl. Und ich frage Friedrickchen nach der Aehnlichkeit zwischen einer Zwiebel und einer Satyre?

Friedrickchen. Beyde sind beißend.

Friedrickchen. Fritz! Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen einer Mauer und einem Zuckerhut?

Fritz. Sie führen beyde Kalk zu ihren Bestandtheilen.

Ferdinand. So wollen wir noch verschiedenemale die Reihe hindurch machen. Wer nichts weiß, wird durch ein Pfand gestraft.

Röschen. O ja! Pfänder! Pfänder! das ist scharmant! das ist mein Fach. Besonders jetzt, da wir uns zu helfen wissen, und so vielerley Verändrungen in das Spiel selbst bringen können.

(Sie spielen es die Reihe durch, und es kommen wenig Pfänder ein.)

Ferdinand. Laßt sehen, ob wir nchit diese Unterhaltung noch interessanter machen könnten.

Jeder soll nun fragen; und jedes muß eine Aehnlichkeit angeben können. Wer eine Antwort schuldig bleibt, wird gestraft, und giebt ein Pfand; wer das wiederholt, was schon gesagt worden, giebt abermals ein Pfand. Wir sind ihrer acht in diesem Zirkel: wenn ich also frage: wie ähnlicht die Zunge einer Nadel — so muß jedes eine eigene Aehnlichkeit angeben.

**Fritz.** Ey der Tausend! das ist schwer!

**Karl.** Aha! Mosje Fritz! Sind wir aus unserm Gleis gebracht?

**Fritz.** Deswegen noch nicht. Man versucht alles. Ich wollte lachen, wenn ich nur immer der erste wäre, der gefragt würde.

**Julchen.** Da möchte sich der junge Herr sehr hüten. Es kommt hübsch eins nach dem andern; wer jetzt erster war, wird bald dritter, und auch endlich siebenter und achter.

**Karl.** Recht so.

(Sie spielen nach dieser Form dieses Spiel. Alle müssen Pfänder geben, die sie dann nach der

Art,

Art, wie sie sie nun gewohnt sind, auslösen. Sie sind sehr vergnügt; das Spiel wird in ihre Sammlung aufgenommen und freuen sich, und versprechen, es nächstens wieder zu spielen, weil es einen angenehmen Zeitvertreib für den Verstand und für den Witz gewährt.)

VIII.

## Der König und sein Hofstaat.

Die Personen sind die nemlichen des vorigen Spiels.

Ferdinand. Freunde, heute will ich euch mit einem recht angenehmen Spiel unterhalten. Ihr sollt es gleich aus dem Titel ahnden, der König und sein Hofstaat.

Luise. Das muß man dem Vetter doch lassen, so oft er mit uns in Gesellschaft ist, hat er ein neues Spielchen bey der Hand.

Ferdinand. Und das heutige ist von einer ganz andern Art, wie die zeitherigen waren. Der Ursprung desselben stammt von einer Anekdote her; die ich euch erzählen will.

„Friedrich der Zweyte, König von Dänemark, hatte das lästige Hofleben öfters ganz satt, und suchte sich an die Freuden des geselligen Menschen einzig und allein zu halten, und vergaß auf eine

kurze Zeit den König ganz. Wenn ihm diese Laune ankam, so verbannte er mit einemmal die steife Hofetikette, und rief: der König ist nicht zu Hause. Und sobald diese Worte ertöneten, überlies sich der ganze Hofstaat, der sich um ihn versammelt hatte, der unschuldigsten, ungezwungensten und natürlichsten Freude. Rief er aber wieder: der König ist zu Hause, so mußte auch alles wieder an dem nemlichen Platz, in der nemlichen Situation stehen, als er rief: der König ist nicht zu Hause.“ Nun, Freunde! sammelt euch als mein Hofstaat, ich will euer König seyn. Jetzt bringt mir eure Opfer der Ehrfurcht. Ruf ich euch aber zu, den König vor der Hand auf eine kurze Zeit zu vergessen, so überlaßt euch selbst, wie ihr wollt. Eins kann gähnen, eins kann tanzen — kurz, jedes kann machen, was es will. Ruf ich aber den König zurück, müßt ihr euch alle auf eurem vorigen Platze wieder befinden. Wer darwider sündiget, giebt ein Pfand.

Alle. O das muß lustig seyn!

Adolph. Aber die Rolle des Königs gehet doch die Reihe herum?

Ferdinand. Das versteht sich. Diese Abwechslung wird uns das Spiel nur um so angenehmer machen. Ich bin es vollkommen zufrieden, fange einer von uns an, welcher will.

Röschen. Aber da wirds nur Könige geben; wo bleiben aber die Königinnen? —

Ferdinand. O wir werden euch unsere Ehrfurcht gewiß nicht versagen.

Karl. Aber Ferdinand hat das Spiel in Anschlag gebracht, er muß auch den Anfang machen.

Alle. Das verstehet sich.

Ferdinand. Ohne Ziererey, ohne Complimente nehm ich das an. Ich übernehme denn diese Würde. Zuvor aber entledige ich mich noch einer Pflicht, die ein Zeugniß meiner Unpartheylichkeit seyn soll. Also Gesetz ist es: wer gar nicht auf seinem Posten ist, giebt ein Pfand; so auch der, der der letzte ist. Der König ist Richter. Sein scharfforschender Blick muß den Fehlenden richtig entdecken, und spricht dem Straffälligen sein Endurtheil ab. Spricht er aber unrecht, oder ist er nur im mindesten partheyisch, so fällt er ebenfalls dem Gesetz anheim. Er wird

abgesetzt, und giebt zwey Pfänder. Also: der König ist nicht zu Hause.

(Ferdinand hat das: der König ist nicht zu Hause, ganz flach hingesagt; keins bewegt sich vom Platze. Alle müssen Pfänder geben. Das zweytemal gehts besser, und so spielen sie das Spiel der Reihe nach durch. Sie lösen die Pfänder aus, und beschließen mit diesem Spiel einen vergnügten Abend.)

## IX.

# Das nemliche Spiel mit einer kleinen Verändrung.

Die Personen bleiben die nemlichen; nur ist Leopold dabey.

Am andern Abend kam die kleine Gesellschaft wieder zusammen. Das Spiel hatte ihnen gefallen, sie wünschten allgemein, es wiederholen zu dürfen.

Leopold. Hört, es ist mir lieb, daß ihr das gestrige Spiel wieder spielen wollt. Schwester Röschen hat mich ordentlich lüstern darnach gemacht.

Karl. Da würden wir uns aber erst mit einer neuen Beschreibung aufhalten müssen.

Leopold. Im mindesten nicht. Ich weiß alles, alles — und wenn ich meinen Fehler mache, geht mirs, so gut wie dir, und gebe meine Strafe.

„Aber wißt ihr was; äußerte Julchen, wenn wir nun auf eine kleine Veränderung sännen, daß wir es ohne Pfänder spielen könnten.“

Ferdinand. Da wollte ich wohl Rath schaffen.

Karl. Freylich, daß man gestraft wird, wenn man fehlt, das giebt schon eine größere Theilnahme.

Julchen. Nur Pfänder und immer Pfänder.

Adolph. Freylich muß man einen kleinen Vorrath von Dingen haben, die uns dabey Abwechslung schaffen; aber wie es unser Freund Ferdinand eingeleitet hat, da kann man lange Zeit haushalten, wenn man auch noch so arm an Einfällen wäre. Nehmt nur an: es soll einer einige Zeilen aus einem Buche lesen; — soll stehen dazu, und ein Bein dabey auf das Knie des andern Beines legen. Heut trift das den; morgen einen andern; übermorgen wieder einen andern. Ich frage euch: wird nicht jeder eine eigene Figur dabey machen? und wer wird das Lachen lassen können?

Friedrichchen. Das ist allerdings wahr. Aber der Mensch ist nun einmal veränderlich; das Beste wird er überdrüßig.

Ferdinand. Das ist wieder nicht zu läugnen.

Adolph. Wißt ihr, was ich mir seit gestern für einen Entschluß gefaßt habe? So oft ich ein hübsches Gedichtchen, eine schöne Erzählung gelesen habe, so lerne ich jenes auswendig, und diese merk ich mir genau. Finde ich einen wizzigen Einfall, so suche ich mir ihn zuzueignen. Das hilft recht gut in der Noth alsdann aus. Auch denke ich bey müßigen Stunden auf so manche Pfänderauslösung, die wir noch nicht gehabt haben, und freue mich dann, wenn ich eine herbeybringen werde, die euern Beyfall erhält. Konnte ich dieses mein Ziel auch gestern und heut noch nicht erreichen, so lasse ich doch meinen Muth noch nicht sinken. Was jetzt nicht ist, kann künftig werden.

Ferdinand. Dieser Entschluß ist schön.

Karl. Was kann das aber helfen? Wir wünschen jetzt das Pfänderspiel nicht.

Ferdinand. Hoho! nur nicht gleich so unwillig. Ich will ja Rath schaffen, daß uns dieses Spiel auch ohne Pfänder recht gut unterhalten soll. Jeder König hat Einkünfte, und legt seinen Unterthanen Abgaben auf. — Wer sich also betreten läßt, einen Fehler zu begehen, der muß dem König einen Groschen, (wenn es auch weniger ist, nur muß es bestimmt seyn,) abgeben.

Karl. Das ist ein glücklicher Einfall.

Friedrickchen. Fehlt aber der König, wie dann?

Ferdinand. So muß der König doppelt bezahlen, und wird abgesetzt.

(Das waren sie alle zufrieden. Das Spiel dauerte den ganzen Abend hindurch, ohne daß sie wußten, wie schnell ihnen die Zeit vergangen war.)

---

X.

# Der Bildhauer.

Die nemlichen Personen des vorigen Spiels.

Ferdinand. Da euch das vorhergehende Spiel gefiel, so will ich euch doch ein ähnliches mittheilen, das wirklich vieler Abwechslungen fähig ist. Es heißt der Bildhauer. Was dort der König that, macht hier der Bildhauer. Er ist in seiner Künstlerwerkstatt. Diese ist das Zimmer, worinnen sich die spielende Gesellschaft aufhält, und jedes von derselben macht eine Statüe.

Leopold. Ach kommt mir mit euern Statüen nicht. Die habe ich von *) jüngsthin noch im Sinne.

Ferdi-

*) S. Seite 213.

Ferdinand. Dasmal wirst du aber weder gezupft, noch zerzaußt, noch gestreckt.

Leopold. Nun da will ich mirs denn gefallen lassen.

Ferdinand. Damit ihr aber einen Vorgänger habt, so will ich den Bildhauer machen. Ihr alle sollet meine Statüen seyn.

Karl soll einen recht fidelen Knaben,
Luise eine Tänzerin,
Adolph den Schlaf,
Julchen die Treuherzigkeit,
Fritz die Neugierde,
Röschen die Schalkheit, und
Friedrickchen die Traurigkeit

vorstellen. Das alles sind denn Figuren und Gesichter, die ihr täglich vor Augen habt, und die ihr bald nachmachen könnet. Jetzt nehmt ihr denn diese Charaktere an, denkt ein wenig darüber nach, und seyd ihr fertig, so sagt mirs.

(Es dauert nicht lange, so sind sie eingerichtet.)

Ferdinand. So bald ich, als Bildhauer, nun rufe: Meine Statüen, belebt euch,

und seyd was ihr wollt; so verläßt jedes seinen Posten, und tanzt, singt, macht was es will. So bald ich aber rufe: Statüen, zurück ins Reich der Todten, seyd leblos, und wieder, was ihr zuvor waret! so muß auch ein jedes wieder nicht allein an seinem Platze seyn, sondern seine Mienen, seine Geberden, seine Stellung müssen alles wieder seyn, was sie zuvor waren. Wer es nur mit einem Zug versieht, der wird gestraft.

Alle. O das ist ein herrliches Spiel!

Karl und Röschen. Doch aber ohne Pfänder, und wieder wie gestern?

Ferdinand. Ja, gerade wieder so wie gestern.

Leopold. Aber was soll ich denn machen? Herr Patron! Mich haben sie ganz vergessen.

Ferdinand. Im geringsten nicht. Auch der Bildhauer soll einen Aufseher haben, daß er ebenfalls seiner Strafe nicht entgehe, wenn er dieser oder jener Statüe unrecht gethan hätte.

Leopold. Nun du kannst dich darauf verlassen, ich werde eben so streng, als scharfsichtig und unpartheyisch seyn.

(Sie

(Sie spielten das Spiel; es gieng gut, jedoch nicht ohne Strafe ab.)

Ferdinand. Nun, nur eine kleine Veränderung noch, die dem Spiele gewiß noch mehr Leben geben wird. Jetzt wollen wir Gruppen machen:

Karl der fidele Knabe soll bey der Traurigkeit bey Friedrickchen stehen.

Julchen als die Treuherzigkeit stehet bey der Schalkheit, die Röschen macht, und Fritz, der die Neugierde vorstellt, stehet hinter ihnen.

Luise als Tänzerin stehet neben Adolph dem Schlaf.

So bald ich rufe: Statüen, wandelt euch! so müßt ihr alle das entgegen gesetzte seyn.

Karl der fidele Knabe macht die Statüe der Traurigkeit, und Friedrickchen ein fideles lustiges Mädchen.

Julchens Traurigkeit wandelt sich in Schalkheit, und Röschen als Schalkheit, wandelt sich in die Miene und Figur dessen, der fünf gerade seyn läßt.

Luise als Tänzerin stehet als Schlaf da, und Adolph, der den Schlaf machte, wird mit einem Ruck zum Tänzer.

Rufe ich nun wieder: Statüen, wandelt euch! so ist das ganze Theater in einem Nu wieder verändert. Freylich fürchte ich, daß es viel Strafgelder setzen wird.

Alle. O das schadet nicht! Dafür giebts auch recht vielen Spaß.

Karl. Und über dieses, macht ja jeder von uns den Bildhauer auch, und wer nun die beste Einnahme hatte, der ist am glücklichsten. Das kann nichts helfen.

(Sie spielten nun das Spiel, und konnten es gar nicht satt werden, die Eltern sahen ihnen zu, und hatten ihre Freude daran; erlaubten es ihnen auch, dieses Spiel, so oft sie wollten, zu spielen.)

Ende.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Nützliche und angenehme Zeitverkürzungen für Kinder Durch prakt. Darst. erleichtert

Leipzig 1809

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.364
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301524-1